Die

Perle des Palais Royal

von

Xavier de Montépin.

Aus dem Französischen von Dr. Kretzschmar.

Erster Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Lindauersche Bibliothek.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Erſtes Kapitel. Das Wirthshaus zum ſilbernen Kruge . .	3
Zweites Kapitel. Vater Tonne	11
Drittes Kapitel. Zwei häßliche Geſichter	17
Viertes Kapitel. Ein neuer Ankömmling von gutem Ausſehen	25
Fünftes Kapitel. Ein Schurken-Terzett	32
Sechstes Kapitel. Monſeigneur	40
Siebentes Kapitel. Die Familie Collier — Nannettens Roſenſtock	49
Achtes Kapitel. Nannette und Roſette. — Die Verlobten	56
Neuntes Kapitel. Der Mann denkt und das Weib lenkt	63
Zehntes Kapitel. Das Familienmahl	70
Eilftes Kapitel. Ein unbekannter Freund	76
Zwölftes Kapitel. Der Edelmann und der Grand von Spanien	83
Dreizehntes Kapitel. Eine Epiſode aus der Geſchichte der Wellenmühle	91
Vierzehntes Kapitel. Der Vicomte René d'Audiſſac . .	98
Fünfzehntes Kapitel. Andoche Imbert	106
Sechzehntes Kapitel. Das Souper der Musketiere . .	112

Seite

Siebzehntes Kapitel. Eine dramatiſche Entwickelung . 120

Achtzehntes Kapitel. Die Eheleute Gelinotte 130

Neunzehntes Kapitel. Eine feine Geſellſchaft in der Wellenmühle 134

Zwanzigſtes Kapitel. Die beiden Juriſten 140

Einundzwanzigſtes Kapitel. Eine Schelmin 148

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Die Hochzeit 156

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Das ſchwarze Boot . . 163

Erſter Theil.

Die Wellenmühle.

Erſtes Kapitel.

Das Wirthshaus zum ſilbernen Kruge.

Eines Tages — es ſind jetzt drei oder vier Jahre her — fand ich, in hiſtoriſchen Memoiren blätternd, eine fünfzig Zeilen lange Anekdote, die mich lebhaft intereſſirte.

Es handelte ſich darin um die romantiſchen Liebesabenteuer des Prinzen von Lamballe mit einem jungen reizenden Landmädchen aus der Umgegend des Schloſſes Anet. Es war dies eine keuſche und zärtliche Liebe, die durch eine vollkommen legitime, obſchon nicht erklärte Ehe gekrönt ward — ein reizendes Drama, deſſen Entwickelung gleichwohl durch eine furchtbare Kataſtrophe ſtattfand.

Dieſe Erzählung erſchien mir ſo rührend und zugleich in ihrer Einfachheit ſo dramatiſch, daß ich ſie zum Stoffe eines Buches benutzte, welchem ich den Namen ſeiner Heldin Genevieve Galliot gab.

Dieſes Buch machte ein Glück, welches meine Erwartung weit überſtieg und welches es ohne Zweifel weit entfernt war zu verdienen.

Seit dieſer Zeit haben meine Freunde mich zuweilen gefragt, warum ich nicht ein Seitenſtück zu dieſem Gemälde lieferte, da unſer hoher und gewaltiger Herr, das Publikum, die erſte Erzählung unter ſeinen Schutz genommen hatte. Hierauf antwortete ich, daß ein Roman in zwei oder drei Bänden mir weit ſchwieriger zu ſchreiben ſchiene als ein lang-

athmiges Werk, und daß ich nicht Zeit hätte, kurz zu ſein. Einige dieſer Freunde beſaßen die wohlwollende Indiscretion, ſich mit dieſer Antwort nicht zu begnügen, ſondern vielmehr auf ihrem Verlangen zu beharren. Ein allzulanger Widerſtand gegen ihre Wünſche wäre von meiner Seite unhöflich geweſen.

Ich gab nach.

Dies iſt der Grund, weshalb die Perle des Palais Royal heute erſcheint.

Die Perle des Palais Royal und Genevieve Galliot ſind zwei Blumen eines und deſſelben Straußes.

Mein lebhafteſter Wunſch iſt, daß man eine auch ſo wohlduftend finden möge, als die andere.

Der Roman iſt ganz hübsch!
A.

I.

Gegen das Ende des Monats Juli im Jahre des Heils 1755, unter der Collectiv-Regierung der Frau Marquise von Pompadour und des Königs Ludwig — des fünfzehnten dieses Namens — durchschritt zwischen neun und zehn Uhr Abends eine ziemlich seltsame Gestalt mit großen Schritten eine kleine, schmale und krumme Straße, welche in die Vorstadt Saint Antoine führte, nicht weit von dem Place Royale.

Diese Person war ein hochgewachsener Mann, der einer jener Kupferplatten entronnen zu sein schien, in welche der energische und phantastische Grabstichel eines Jacques Callot seine unsterblichen wunderlichen Gebilde eingrub.

Als der Mann unter einer jener seltenen Laternen vorüberkam, welche die damalige Polizei so schlecht unterhielt, und als sein Schatten vor ihm auf das Pflaster fiel, wäre man wirklich in Verlegenheit gekommen zu sagen, welcher von beiden der längste und magerste war, ob der Körper oder der Schatten.

Unter der durchlöcherten Krämpe eines auf das rechte Ohr und vorn bis auf die Augenbrauen herabgedrückten Hutes sah man zwei hohle Augen funkeln, die in der Finsterniß zu leuchten schienen wie die einer Katze.

Der Kopf war klein mit großen Zügen.

Die weit hervorragende, gebogene, mit scharf angespannter glänzender Haut bekleidete Nase glich dem Schnabel eines Raubvogels.

Der sehr breite, mit weißen, spitzen und weit auseinander

ſtehenden Zähnen verſehene Mund hatte ſo zu ſagen gar keine Lippen.

Dieſer Mund glich, wenn er geſchloſſen war, der Narbe von einem Meſſerſchnitt.

Der untere Theil des Geſichtes war gleichzeitig ſpitz und viereckig.

Ein großer, ſchwarzer Schnurrbart — ſo wie ihn die franzöſiſche Garde zu tragen pflegt — gab, ſorgfältig gewichſt und in zwei krumme Spitzen gedreht, dieſem häßlichen, widerwärtigen Geſicht einen militairiſchen Anſtrich.

Die Kleidung war halb bürgerlich und halb ſoldatiſch.

Der Rock — deſſen goldene oder ſilberne Treſſen verſchwunden waren — rührte offenbar aus der abgeſetzten Garderobe eines Offiziers her.

Was die Beinkleider betraf, die aus altem, gemuſtertem und bis auf den letzten Faden abgetragenem Sammet gefertigt waren, ſo wäre es ſchwierig geweſen, ihren Urſprung mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen.

Ein langer Raufdegen mit kupfernem Gefäß ſchlug die Waden unſeres Mannes — oder vielmehr die Stelle, wo dieſe Waden ſich hätten befinden ſollen.

Während der Mann, den wir ſo eben beſchrieben, einherſchritt und mit der rechten Hand die linke Spitze ſeines Schnurrbartes drehete, trällerte er nach einer damals beliebten Melodie die folgenden Verſe:

„Nach Geld, nach vielem Geld
Da ſchreit die ganze Welt,
Ohn' Geld geh'n alle Dinge ſchief.
Mit Geld iſt's Glück erſt hold,
Drum halte ſtets auf Gold —
Das iſt der wahre Adelsbrief."

Der Mann mit dem häßlichen Geſicht ſchmückte die letzten Worte dieſes verwerflichen Liedes mit einigen Verzierungen.

Dann hob er wieder an:

„Der Reiche lacht uns aus,
Lebt ſtets in Saus und Braus,
Von ſchlechten Tagen weiß er nichts.
Die ſchönſte Dirne drängt
Sich raſch herbei und hängt
Am Arme eines reichen Wichts.“

Der Sänger ſchlug ſich wie um den Contraſt zwiſchen ſeiner eigenen Stellung und dem Glück, welches er beſang, hervorzuheben, leicht auf die Taſchen, aus welchen allerdings kein metalliſcher Laut hervordrang.

Nachdem dies geſchehen, fuhr er fort:

„Sein Beutel immer voll
So oft er zahlen ſoll,
Bleibt von der Schwindſucht ſtets verſchont.
In jedem Augenblick
Blüht ihm ein neues Glück,
So lang' er hier auf Erden wohnt.

„Vom ſchönſten, beſten Wein,
Der in der Welt mag ſein,
Sind ſeine Keller reich gefüllt.
Er trinkt und ſchmauſt und küßt —
Das ſchönſte Leben iſt
Im größten Geldſack eingehüllt.“

„Ach! erbärmliches Schickſal!“ rief er ſich plötzlich unterbrechend; „guten Wein, ſo viel man will, und ſchöne Mädchen nach Belieben! das iſt eine Exiſtenz, die der Mühe verlohnt. Unglücklicherweiſe trifft man ſie aber nur in dergleichen Liedern an!“

Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, drehete ſeinen Schnurrbart, bis es nicht mehr ging und ſang dann noch einmal den erſten Vers, welcher ohne Zweifel der Refrain des Liedes war:

„Nach Geld, nach vielem Geld
Da ſchreit die ganze Welt,
Ohn' Geld geh'n alle Dinge ſchief.
Mit Geld iſt's Glück erſt hold,
Drum halte ſtets auf Gold —
Das iſt der wahre Adelsbrief."

In dem Augenblick, wo unſer Held die letzten Worte beendete und ſeiner Gewohnheit gemäß mit allerhand wunderlichen Cadenzen verzierte, gelangte er an ein niedriges Haus von nicht empfehlendem Anſehen und blieb vor demſelben ſtehen.

Dieſes Haus beſtand blos aus einem Parterre und einer Etage.

Das Parterre war mit einer Thür und zwei Fenſtern verſehen.

Die Thür war geſchloſſen, eben ſo wie die Läden der Fenſter.

Durch die Spalten der Thür und durch die Ritzen der Läden hindurch drangen einzelne Lichtſtrahlen und man hörte den Lärm lebhafter, ſingender und ſchreiender Stimmen.

Ein kleines über der Thür angebrachtes, in der Dunkelheit aber gar nicht ſichtbares Schild gab Aufſchluß über dieſen nächtlichen Lärm.

Wenn es Tag war, ſo konnte man auf dieſem Aushängeſchilde die Worte leſen:

Wirthshaus zum ſilbernen Kruge.

Der hagere Mann legte ſeine langen Finger auf die Klinke, öffnete die Thür und trat ein.

Die abſcheulichſten Kneipen der ſchmuzigſten Stadttheile des modernen Paris — die Spelunken in dem Quartier der Hallen — die Gaunerſchenken, welche die Romanſchreiber geſchildert haben — die ſogenannten Mausfallen, welche die Polizei kennt, würden unſern Leſern noch keinen richtigen Begriff von dem Wirthshauſe zum ſilbernen Kruge geben, in welches wir ſie jetzt einführen.

Neben dieſem verworfenen Schlupfwinkel hätten die verſchiedenen Etabliſſements, die wir ſo eben genannt, ſich wie Wunder des Luxus und guten Geſchmackes, wie etwas Feenhaftes in dem Geſchmack der mauriſchen Hallen der Alhambra ausgenommen.

Man denke ſich ein einziges Gemach, ſo breit und ſo tief als das Haus, deſſen Parterreraum es vollſtändig einnahm.

Dieſes Gemach mit nackten, ſchmierigen Wänden, die an den von dem Kalk entblößten Stellen mit eingekratzten obſcönen Zeichnungen tättowirt waren, hatte eine ſchwarze Decke mit hervorſpringenden Balken, die durch hölzerne, ganz plump gearbeitete Säulen geſtützt wurden. Von jedem Balken hingen lange Draperien von Spinnweben herab.

Eiſerne Lampen, mit langen flachen Döchten verſehen und mit Nußöl gefüllt, hingen an jeder Säule und erleuchteten das Gemach bis in die fernſte Tiefe.

Eine vierfache Reihe von langen, ſchmalen und unbeſchreiblich unſauberen Tiſchen von Eichenholz zog ſich durch das Zimmer.

Die maſſiven Füße dieſer Tiſche waren eben ſo wie die Bänke und Schemel in dem Fußboden befeſtigt — eine nützliche Vorſicht, welche die Verwendung der Mobilien als Angriffs- oder Vertheidigungswaffen bei den häufigen Zwiſtigkeiten, deren Schauplatz dieſe Kneipe war, unmöglich machte.

Von einer Entfernung zur andern ſah man zinnerne Krüge auf den Tiſchen, die mit kleinen eiſernen Ketten befeſtigt waren, damit die Gäſte ſie nicht am Ende des Zechgelags in der Zerſtreuung mitnehmen möchten.

Ein Dutzend Tonnen und Fäſſer — von allen Größen und mit Hähnen verſehen — Wein und Branntwein enthaltend, lagen über einander geſchichtet in dem, dem Fenſter zur linken Seite zunächſtbefindlichen Winkel des Zimmers, ganz nahe an einem maſſiven Schenktiſch, auf welchem fünf oder ſechs Maße von verſchiedener Größe ſtanden.

Der Herr der Kneipe zum ſilbernen Krug, ein kleiner Mann mit einem Fallſtaffbauche und rothem, kupferigem Geſicht, bediente die Gäſte mit Hülfe zweier unter ſeinen Befehlen ſtehender Kellner.

Dieſe drei Männer gingen unabläſſig hin und her, antworteten einem Jeden und vervielfachten ſich ſo zu ſagen in dieſem wahrhaften Pandämonium.

In dem Augenblicke, wo man den Fuß auf die Schwelle ſetzte, roch man den abſcheulichen Dunſt der räucherigen Lampen, des verfälſchten Branntweins, des vergoſſenen Weins und Tabaksrauchs — denn mehrere der Stammgäſte des ſilbernen Kruges rauchten lange Pfeifen — eine Gewohnheit, die zu jener Zeit noch ſehr ſelten war.

Zweites Kapitel.

Vater Tonne.

Habt Ihr zuweilen einen magern, ſchmutzigen, hungrigen Hund in eine wohlverſehene Küche zu der Stunde kommen ſehen, wo der Bratſpieß ſich drehet und die Pfannen auf den Oefen ihren leiſen, eintönigen Geſang hören laſſen?

Die fleiſchloſen Seiten des Thieres zucken vor Freude — ſein Schweif bewegt ſich krampfhaft vor unbezähmbarer Gier — ſeine Augen werden ſtarr und funkeln — ſein Kopf richtet ſich empor und die weit aufgebläheten Nüſtern ſaugen begierig die Dämpfe des Bratens und der verſchiedenen leckeren Gerichte ein.

Der ſeltſame Menſch, deſſen phantaſtiſchen Schattenriß wir in dem vorigen Kapitel flüchtig hingeworfen haben, bot, als er in die Kneipe zum ſilbernen Krug trat, ein faſt ähnliches Schauſpiel dar, wie der magere hungrige Hund, von dem wir ſo eben ſprachen.

Kaum hatte er die Thür hinter ſich geſchloſſen, kaum berührten die widerlichen Gerüche und Ausdünſtungen ſein Riechorgan, als er auch ſofort ein wonniges Gefühl zu empfinden ſchien.

Die Nervenwarzen ſeines Raubvogelſchnabels erzitterten wie die eines Geiers, der einen Cadaver wittert.

Sein bleiches Geſicht erglänzte von den Strahlen eines inneren lebhaften Genuſſes.

Sein breiter Mund mit den ſpitzigen Zähnen zog ſich an den Winkeln in die Höhe, als wenn er lachte.

Er drehete wüthend ſeinen Schnurrbart und ſchnüffelte dreimal, ohne Zweifel, um das Aroma, welches bei ihm durch kein anderes übertroffen ward, deſto beſſer ſchlürfen und würdigen zu können.

Nachdem dies geſchehen, ſchnallte er ſein langes Rappier ab und nahm es unter den Arm, weil es ihm bei dem Herumgehen zwiſchen den Tiſchen und unter den dichtgedrängten Reihen der Zecher hinderlich geweſen wäre.

Nachdem er ſeinen Habichtblick über die Gruppen hinweg bis in den Hintergrund des Gemaches hatte ſchweifen laſſen, was ihm ſein hoher Wuchs ſehr leicht möglich machte, öffnete er den Zirkel ſeiner Beine und ging ſo raſch als das Gedränge ihm erlaubte, auf den kleinen dicken rothkupferigen Mann zu, den wir als den Eigenthümer der Kneipe bezeichnet haben und der auf den reizenden Namen Jasmin Tonne — gewöhnlich Vater Tonne — hörte.

Dieſe doppelte Benennung war für die Gäſte dieſes Hauſes ein Gegenſtand unaufhörlich wiederholter und fortwährend mit Beifall aufgenommener Späße und Witzworte.

So ſagte z. B. der Eine zu dem Wirthe:

„So wahr Gott lebt, der Geruch der Tonne iſt mir lieber als der des Jasmin.“

Ein Anderer:

„Ach, Gevatter, Du ſcheinſt Deine Tonne nicht ſchlecht mit Wein zu füllen.“

Ein Dritter:

„Dein Wein iſt mir lieber als Deine Tonne.“

Und ſo ging es mit den mannigfachſten Combinationen in's Unendliche fort.

Wir dürfen hierbei nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß Jasmin Tonne bei jedem dieſer Späße ſich herabließ, zu lächeln — ganz beſonders wenn er mit einem Kunden zu thun hatte, der ſeine Zeche ſtets regelmäßig bezahlte.

Was die andern betraf, ſo nahm der Kneipenwirth zuweilen ſelbſt ihre gelungenſten Witze nur ſchmollend und murrend hin.

Der hagere Mann erreichte Jasmin, der beide Arme voll leere Krüge — hölzerne Krüge und nicht ſilberne, wie auf dem Schilde — ſich auf dem Wege nach ſeinem Schenktiſch befand.

Der hagere Mann neigte ſich auf ihn herab und machte Miene, ihn in ſeine Arme zu ſchließen, die lang genug waren, um ohne Mühe den dicken Körper des kleinen Mannes zu umſpannen.

Dieſer letztere wich aber der Umarmung aus, indem er zwei oder drei Schritte mit einem höheren Grade von Schnellfüßigkeit zurückprallte, als man von ſeinem ſchwerfälligen Körperbau erwartet hätte.

Der neu eingetretene Gaſt ſchien durch dieſe Ablehnung ſeiner Freundſchaftsbezeigung nicht weiter unangenehm berührt zu werden.

„Ei, guten Abend, mein lieber Wirth,“ rief er, „guten Abend, mein würdiger Freund! — Guten Abend, mein vortrefflicher Vater Tonne! Wie geht es, wenn ich fragen darf, mit Ihrer koſtbaren und unſchätzbaren Geſundheit?“

„Ich danke, ich danke, Herr Chevalier,“ entgegnete Jasmin in eben nicht freundlichem Tone, „es geht, wie Sie ſehen, nicht ſchlecht — laſſen Sie mich vorbei, denn man erwartet mich.“

Der hagere Mann rührte ſich nicht von der Stelle.

„Ich glaube, Sie haben mich Herr Chevalier genannt?“ rief er mit beleidigter Miene.

„Ja wohl — iſt dies denn nicht der Titel, der Ihnen zu kommt? Wenigſtens wie Sie ſelbſt ſagen.“ —

„Ja wohl, bei Gott! es iſt mein Titel, Chevalier de la Bricole, jüngerer Sohn eines mächtigen und reichen Hauſes, welches die gekrönten Häupter als ſeines Gleichen betrachtet!“

„Nun, und?“

„Nun, ich meine, wenn Sie mir dieſen Titel geben, ſo beleidigen Sie mich.“

„Und warum?“

„Weil ich Ihnen nicht ein, ſondern zehn, zwanzig, ja vielleicht hundert Mal geſagt habe, daß ich mich mit Ihnen, mein unſchätzbarer Freund, auf vertrautem Fuße zu ſehen wünſche und daß Sie mich tödtlich verletzen, wenn Sie mich jemals anders als ſchlechtweg La Bricole nennen.“

„Alſo das wünſchen Sie?“

„Ja, ſo wahr Gott lebt.“

„Und wenn ich dies nun thäte und Sie obendrein noch dutzte?“

„Dann würden Sie meine innigſten Wünſche erfüllen! — ich würde dann der Meinung ſein, mein Wirth, daß künftighin zwiſchen uns Alles gemeinſam ſein müſſe — und Gott weiß, ob ich es wünſche.“ —

„Wohlan, ich werde Sie zufriedenſtellen! — La Bricole, geh hier weg — Du biſt mir im Wege!“

Der Chevalier — denn uns hält nichts ab, ihn ſo zu nennen — drehte ſich mit ſchallendem, obſchon ein wenig gezwungenem Gelächter um.

„Ah, ganz charmant!“ rief er, indem er Jasmin, der an ihm vorbeigegangen war, Schritt um Schritt folgte; „auf

mein Ehrenwort, das iſt unbezahlbar! Er iſt durch und durch voll Witz, der gute Wirth. So wahr ich Edelmann bin, lieber Vater Tonne, ich kenne nur den Branntwein, den vortrefflichen Branntwein Deiner Tonne, der mehr Geiſt enthält als Du."

Und der ſich ſo nennende Chevalier bekam eine neue Anwandlung von geräuſchvoller Heiterkeit.

Jasmin achtete nicht darauf.

Beide, der Wirth und der Chevalier, waren in dieſem Augenblicke in der Nähe des Schenktiſches oder Comptoirs angelangt.

Der hagere Mann ſtreckte die Hand aus.

Er nahm von dem gleichzeitig ſtaubigen und klebrigen Tiſche einen kleinen mit eiſernen Reifen beſchlagenen Krug, der ungefähr eine halbe Flaſche faſſen konnte.

Dieſer Krug war leer.

Der Chevalier hielt ihn mit einer unbeſchreiblichen bittenden Geberde dem kleinen dicken Wirthe hin.

„Was ſoll ich damit machen?" fragte der Wirth.

„Nun, errathen Sie es denn nicht, lieber Freund?"

„Nein, ich weiß es durchaus nicht."

„Wie wunderbar! Sie, der Sie ſonſt ſo ſcharfſinnig ſind — ich erkläre mich — dieſer Krug iſt leer." —

„Nun, und?"

„Füllen Sie ihn."

„Womit?"

„Mit Branntwein — mit Ihrem bewundernswürdigen, unvergleichlichen alten Branntwein, den Sie aus Languedoc in der Nähe von Cognac beziehen und der —"

„Ich ſoll den Krug füllen? Und für wen denn?"

„Nun, zum Donnerwetter für mich! — für Ihren Freund La Bricole.“ —

Jasmin ſchüttelte mit verneinender und außerordentlich ſchalkhafter Miene den Kopf.

„Daraus wird nichts!“ murmelte er.

„Was, Vater Tonne, Sie verweigern mir Ihre Wohlthaten?“

„Ja wohl, unbedingt.“

„Und warum dieſe Beleidigung — meinem Herzen ſo theures Weſen?“

„Warum?“

„Ja.“

„Aus drei und dreißig Gründen.“ —

„Und dieſe ſind?“

„Weil Sie — und Sie wiſſen es eben ſo gut als ich — mir drei und dreißig Livres ſchuldig ſind — jeder Livre gilt für einen Grund.“

La Bricole nahm eine beleidigte vornehme Miene an.

„Weiter iſt es nichts!“ rief er.

„Mir ſcheint, es wäre ziemlich genug.“

„Ach, pfui, Tonne! — Pfui, das iſt kleinlich! Eigentlich wäre ich es meiner Würde ſchuldig, ſofort dieſen Ort zu verlaſſen, wo die heiligen Geſetze der Freundſchaft verkannt werden. Ich ſollte auf der Schwelle Ihrer Thür den Staub von meinen Sohlen ſchütteln und ausrufen: Tonne! ich werde nicht mehr von Deinem Branntwein trinken! Ja, das ſollte ich thun, aber ein Reſt von Zärtlichkeit hält mich noch zurück. Ich bleibe und ſage Ihnen: Tonne, ſchließen wir unſere Rechnung ab.“

Der Chevalier ſetzte die kleine Kanne wieder auf den Schenktiſch und that als ſuchte er in ſeinen Taſchen.

„Was!“ rief Jasmin, indem er ihn mit bestürzter Miene und weit geöffneten Augen ansah, „was, Chevalier, Sie bezahlen?“

„Versteht sich!“ entgegnete La Bricole.

„Und vollständig?“

„Ein Mann wie ich verschmäht es, Abschlagszahlungen zu leisten.“

„Das höre ich gern und ich werde sogleich Ihre Schuld streichen,“ sagte der Wirth, indem er ein kleines mit einer Menge Kerben und anderen wunderlichen Charakteren bedecktes Stäbchen zur Hand nahm.

Bricole wühlte immer eifriger in seiner Tasche.

Drittes Kapitel.

Zwei häßliche Gesichter.

„Es sind drei und dreißig Livres, drei Sous und vier Deniere,“ sagte Jasmin, nachdem er die Einschnitte und Hieroglyphen seines Kerbholzes studirt hatte, — „wir wollen aber blos die drei und dreißig Livres berechnen — das Uebrige wird sich bei etwas Anderem wiederfinden.“ —

Plötzlich kam La Bricole's Hand, die einen Augenblick in der Tiefe seiner Tasche verschwunden war, wieder zum Vorschein.

Sie war leer.

Der hagere Mann bediente sich ihrer um seinen Schnurrbart zu drehen, indem er mit tragischer Miene rief:

„Wie fatal!“

„Wie?“ fragte der Wirth lebhaft, „was giebt es denn?“

„Ich habe meine Börse vergessen.“

„Ah so!“

„Ganz gewiß hat der Teufel seine Hand mit im Spiel!“

„Das fange ich jetzt fast auch an zu glauben,“ entgegnete Jasmin in spöttischem Tone. „Bei Ihnen scheint er in der That die Hand überall mit im Spiele zu haben, denn er sitzt in Ihrer Börse und Sie ziehen ihn unaufhörlich beim Schwanze!“

„Mein würdiger Freund, spotten Sie nicht!“ rief La Bricole.

„Spotten! das fällt mir nicht ein! Wie sollte ich, armer Mann, mich unterfangen, einen so vollkommenen Edelmann zu verspotten, den jüngern Sohn einer reichen mächtigen Familie, welche gekrönte Häupter als ihres Gleichen betrachtet! — Ich weiß nur zu wohl, was ich dem Herrn Chevalier schuldig bin, als daß ich —“

„Immer heiter! immer scherzhaft!“ sagte der hagere Mann mit liebenswürdiger Miene, indem er den Wirth mit der flachen Hand auf den dicken Bauch schlug; „dieser gute, liebe Jasmin. Er versetzt mir Hiebe, ohne erst Vorgesehen! zu rufen. Wohlan, ich bin ihm einmal gut —“

„Sie erzeigen mir viel Ehre —“

„Seien Sie einmal ganz offen gegen mich. Gestehen Sie, daß Sie dieser Geschichte von der vergessenen Börse keinen Glauben beimessen —“

„Hm, hm!“

„Ah, dieser Jasmin! Welcher Scharfsinn! Welche Schlauheit! Man kann ihm nichts verbergen. Wohlan, Sie hatten Recht — ich habe meine Börse. —“

„Wirklich!“

„Aber freilich ist sie leer.“

„Sehen Sie!“

„Dieser prekäre Zustand ist indessen nur vorübergehend. Schon morgen erhalte ich eine bedeutende Summe —“

„Um so besser für Sie.“

„Ich bekomme morgen die Fonds, welche mir meine edle Familie schickt —“

„Das gereicht ihr zur Ehre.“

„Jasmin, glauben Sie mir nicht?“

„Sehr wenig.“

„Auf Edelmanns Parole, ich schwöre Ihnen, daß ich die Wahrheit sage —“

„Um so besser, dann werden Sie, weil Sie bei Kasse sind, mich bezahlen.“

„Ja, Jasmin, und mit wirklicher Wollust — aber mittlerweile —“

„Mittlerweile?“

„Zeigen Sie sich einmal als wahrhafter Freund und erkennen Sie das Vertrauen, welches ich auf Sie setze. Oeffnen Sie sich mir, o Tonne!“

„Nein, nein!“

„Jasmin, theurer Jasmin, der Durst verzehrt mich.“

„Nun so löschen Sie ihn anderwärts.“

„Lassen Sie sich erweichen —“

„Lirumlarum!“

„Ich sterbe am Pips.“

„Das geht mich nichts an.“

„Eine Tigerin hat Sie gesäugt.“

„Ich aber werde Sie nicht mit meinem Weine säugen.“

„Geben Sie mir zu trinken — morgen bezahle ich.“

„Bezahlen Sie heute und Sie sollen zu trinken bekommen.“

Als La Bricole auf dieſem Punkte angelangt war, begriff er, daß es vergeblich ſei, ein Geſpräch, welches ihn nicht zum Ziele führte, weiter fortzuſpinnen und daß ſeine Bitten gegen den unerſchütterlichen Entſchluß des Wirthes nichts auszurichten vermochten.

Er richtete ſich zu ſeiner ganzen Länge empor, ſtrich die drohenden Spitzen ſeines Schnurrbartes und rief, indem er ſeine Phyſiognomie und ſeiner ganzen Perſon etwas Majeſtätiſches zu geben ſuchte:

„Ich werde mich nicht weiter vor Ihnen erniedrigen, Sie von Dummheit und Hochmuth aufgebläheter Fettwanſt! Es giebt klügere Leute, als Sie, die ſich beeilen werden, ſich für mich zu verbürgen und dieſe Leute ſind vielleicht nicht weit —"

„Herr Chevalier," ſagte Jasmin im ironiſchen Tone, „ich wünſche dies um Ihretwillen."

Der hagere Mann fuhr fort: „Haben Sie vielleicht heute die Ehre gehabt, meinen edeln Freund Don Gusman Perez Alonzo Velcolor y Fueros y Panamas y Tulipano zu ſehen?"

„Nein, bei allen Teufeln," rief Jasmin, „nein, ich habe ihn nicht geſehen und bin dem Himmel dankbar dafür. Auch wünſche ich von Herzen, ſein häßliches Geſicht niemals, weder längere noch kürzere Zeit, weder von weitem noch in der Nähe zu ſehen!"

„Schenkwirth!" rief La Bricole mit feierlicher Entrüſtung, „wiſſen Sie, daß Sie einen Grand von Spanien beleidigen?"

„Ein niedlicher Grand von Spanien! Der Teufel ſoll mich holen, Chevalier de La Bricole, wenn ich viel Kunden hätte, wie dieſer Tulipano und Sie, ſo bliebe mir nichts weiter übrig, als die Bude zuzumachen. Wenn Ihnen ſo viel daran gelegen iſt, Ihrem verwünſchten Freund zu begegnen, ſo ſuchen

Sie ihn anderwärts als bei mir, denn ich hoffe, daß er nie wieder den Fuß über meine Schwelle ſetzen wird.“

Und nachdem Jasmin Tonne dieſe letzten Worte geſprochen, drehete er La Bricole den Rücken zu und ging auf einige Zecher zu, die ihn ſeit einigen Augenblicken mit großem Geſchrei herbeiriefen.

Der Chevalier drehete ſich mit düſterem Blick und trockener Kehle auf dem Abſatz herum und ſchickte ſich an, dieſes unwirthliche Dach zu verlaſſen, indem er philoſophiſch jenen erſten Vers ſeines Liedes trällerte — einen Vers, deſſen vollkommene Richtigkeit er in dieſem Augenblicke mehr als je im Stande war zu würdigen:

„Nach Geld, nach vielem Geld
Da ſchreit die ganze Welt,
Ohn' Geld geh'n alle Dinge ſchief.
Mit Geld iſt's Glück erſt hold,
Drum halte ſtets auf Gold —
Das iſt der wahre Adelsbrief.“

Schon hatte er die Schwelle des Wirthshauſes zum ſilbernen Krug erreicht, als die Thür ſich öffnete.

Eine Geſtalt, vielleicht noch ſeltſamer als La Bricole, trat ein.

Zwei Freudenrufe ließen ſich zu gleicher Zeit vernehmen und der Neuankommende rief, indem er ſich in die Arme des Chevaliers warf, der ihm dieſe warme Umarmung mit überſtrömenden Gefühl zurückgab, in einem ſehr hervorſtechenden fremdartigen Accent:

„Da mir's vergönnt iſt, dieſes Freundes Hand zu halten,
Wird ſich mein Schickſal plötzlich umgeſtalten.“

„Vielmehr das meine,“ murmelte La Bricole leiſe bei ſich ſelbſt, „vorausgeſetzt, daß Tulipano Geld bei ſich hat.“

Don Gusman Perez Alonzo Velcolor y Fueros y Panamas y Tulipano — denn dieſer war der eben Eingetretene — beſaß, wie wir wiederholen, ein noch viel wunderlicheres Aeußere als der Chevalier.

Der Wuchs dieſes vorgeblichen ſpaniſchen Granden war wenigſtens eben ſo hoch als der ſeines Freundes, mit dem er an Magerkeit wetteifern konnte.

Sein Geſicht war faſt ſo dunkel wie das eines Mulatten und, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, wie mit dem Beile zugehackt.

In dieſem olivenbraunen Geſicht unterſchied man nur zwei Züge — eine ungeheuer lange ſpitze Naſe und ein Auge, deſſen Glanz faſt unerträglich war.

Wir ſagen ein Auge — und wir ſagen es mit Vorbedacht.

In der That bedeckte, ſei es nun daß Tulipano von Natur einäugig oder daß irgend ein anderer Grund vorhanden war, eine Binde von ſchwarzem Taffet die linke Augenhöhle gänzlich.

Ein ehemals ſchwarzes, jetzt aber ganz grau gewordenes Coſtüm, welches an mehr als einer Stelle mit großen Stücken von einem andern Stoff ausgebeſſert war, zeichnete mit beklagenswerther Genauigkeit die mageren Formen und gleichſam durchſichtigen Glieder des Spaniers.

Sein langer ſpitzer Kopf verſchwand gänzlich unter den breiten Krämpen des nationalen Sombrero.

Auf der Schulter trug er mit theatraliſchem Stolze den kleinen caſtiliſchen Mantel.

Aber welchen Mantel!

Der des Don Cäſar de Bazan — dieſer Lumpen, in welchen Frederick ſich ſo gut zu drapiren verſtand, hätte davon nur eine unvollkommene Idee zu geben vermocht.

Auch hier ſehen wir uns genöthigt, unſere Leſer auf die Phantaſiegebilde des großen Callot zu verweiſen.

Tulipano's Degen — ein Degen mit einem Gefäß von angelaufenem Stahl — war wenigſtens drei Zoll länger als das unendliche Rappier des Chevalier de La Bricole.

Dieſer Degen, auf deſſen Griff die linke Hand des Grandeu ruhete, hob mit Grazie den zerzauſten Rand ſeines Mantels in die Höhe.

Nach der feurigen Umarmung, von welcher wir bereits geſprochen, ſagte der Ritter zu dem Spanier:

„In dieſem Augenblicke fragte ich nach Dir.“

„Ich dachte mir, daß ich Dich hier finden würde.“

„Welcher gute Wind führte Dich hierher?“

„Der Durſt.“

„Ah, Du haſt alſo auch Durſt — wie ich —“

„O mehr als Du.“

„Das iſt unmöglich.“

„Nun, wir werden ſehen, wer am meiſten trinkt.“

„Ganz recht, trinken wir — aber wer wird bezahlen?“

„Nun Du, verſteht ſich!“

„Ich nicht und zwar aus gutem Grunde — ich ſitze auf dem Trocknen.“

Und ich habe keinen Heller!“

„Du ſcherzeſt!“

Tulipano ſchlug an ſeine Taſche und bewies dadurch auf unwiderſtehliche Weiſe, daß dieſer angebliche Scherz ein trauriger Ernſt war.

„Grauſames Schickſal!“ ſeufzte der Chevalier, „das Schickſal beugt uns tief. Und ich rechnete mit ſolcher Gewißheit auf Dich.“

„Und ich auf Dich!“

„Was ſollen wir beginnen?“

„Trinken wir auf Kredit.“

„Unmöglich! Jasmin Tonne iſt unerbittlich und übrigens ſchienſt Du mir ſo eben bei ihm ſehr ſchlecht angeſchrieben zu ſtehen.“

„Wahrſcheinlich wegen einer Bagatelle, die ich dieſem elenden Knauſer ſchuldig bin.“

„Das mag wohl ſein — er iſt ein Menſch ohne Zartgefühl, der nicht die Ehre begreift, welche Edelleute wie wir ihm erzeigen, wenn wir uns herablaſſen, ſeine Spelunke mit unſerer Gegenwart zu beehren!“

„Er iſt ein alter Filz.“

„Ein elender Knicker.“

„Aber bei alledem werden wir verdurſten.“

„Ich ſehe ein Auskunftsmittel.“ —

„Erkläre Dich deutlicher.“

„Die Nacht iſt ſchön — gehen wir von hier — legen wir uns an der Ecke der nächſten Straße in den Hinterhalt und wenn wir irgend ein gutmüthiges Spießbürgergeſicht kommen ſehen, ſo ziehen wir blank und ſtellen uns ihm in den Weg. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der Philiſter nicht einige alte verroſtete Thaler in der Taſche hätte, mit deren Hülfe wir heute Abend noch unſern Durſt löſchen können.“

„Ganz herrlich! Du haſt immer gute Ideen.“

Die beiden Spießgeſellen wollten fortgehen, um ihren lobenswerthen Plan in Ausführung zu bringen, als ein unvorhergeſehener Vorfall ſie aufhielt.

Viertes Kapitel.

Ein neuer Ankömmling von gutem Ausſehen.

Während zwiſchen dem Chevalier de la Bricole und dem ſpaniſchen Granden Tulipano das ſeltſame Geſpräch ſtattfand, in welches wir ſo eben unſere Leſer eingeweiht haben, war, unbemerkt von den beiden Freunden, eine dritte Perſon in das Wirthshaus eingetreten. Dieſe Perſon war, wie man mit Sicherheit annehmen konnte, kein Stammgaſt dieſes Hauſes.

Als ſie in dieſen qualmenden und faſt erſtickenden Dunſtkreis, der dem des Styx in der Mythologie glich, trat, hatte ſie ſofort ein mit portugieſiſchem Riechwaſſer getränktes Tuch von feinem Batiſt vor die Naſe gehalten.

Dieſe Perſon konnte im Vergleich mit ſämmtlichen Gäſten des Wirthshauſes zum Silbernen Kruge für einen Mann von ſehr gutem Ausſehen paſſiren.

Sein ein wenig die Mittelgröße überragender Wuchs hätte wohlgeformt genannt werden können, wenn nicht ein leichter Anflug von Wohlbeleibtheit zu bemerken geweſen wäre, welcher die Umriſſe etwas ſchwerfällig machte.

Sein ſchönes und mit einer kräftigen Wade verſehenes Bein zeichnete ſich auf das Vortheilhafteſte in den ſchwarzſeidenen feſtgeſpannten Strümpfen.

Das ganze Coſtüm des Neuangekommenen war einfach und von ſchlichten Farben, aber dennoch auffällig durch ſeine

ungemeine Sauberkeit — von der mit einer ſehr hübſchen Mechelner Spitzen beſetzten Cravatte an bis zu den glänzenden und mit ſilbernen Schnallen geſchmückten Schuhen.

Der Träger dieſes Coſtüms ſchien irgend ein wohlhabender Bürger oder ein in ſeinem Stadttheile angeſehener Handelsmann zu ſein.

Von ſeinem Alter ließ ſich blos ſo viel ſagen, daß er nicht weniger als fünf und vierzig und nicht viel mehr als fünfzig Jahre alt zu ſein ſchien.

Seine runde, ziemlich weiße Hand ſtützte ſich auf einen hohen Rohrſtock mit einer ſogenannten Krücke. Er ging mit langſamem, gemeſſenem Schritt, der offenbar etwas Majeſtätiſches haben ſollte.

Auf den erſten Blick bot ſein breites, beinahe viereckiges und beſonders um die Naſe und Wangen herum ſehr rothes Geſicht den Ausdruck der Gutmüthigkeit und Jovialität und die kleinen feſtgedrehten Löckchen ſeiner gepuderten Perücke ſtanden ihm ſehr gut.

Sah man ihn jedoch länger an, ſo war es, dafern man nur einige Beobachtungsgabe beſaß, unmöglich, ſich durch dieſe anſcheinende Gutmüthigkeit täuſchen zu laſſen.

Die niedrige gedrückte Stirn verrieth unreine Triebe und unbezähmte Laſter.

Die ſehr bedeckten und unentſchiedenen Augen ſchienen Niemandem in's Geſicht ſehen zu können und ihr Blick floh vor einem offenen, ehrlichen Auge unaufhörlich.

Der Mund beſaß trotz ſeiner dicken ſinnlichen Lippen, ein unheimliches Lächeln.

Jedoch, wir ſagen es nochmals, alles dies bot im erſten Augenblick einen Anſchein von Jovialität, den man mit Vergnügen gewahrte.

Der Unbekannte ging bis in die Nähe des Schenktiſches oder Comptoirs, wo Jasmin Tonne ſich in dieſem Augenblick befand.

Als der Wirth dieſe vornehme Perſon, deren Taſche ganz gewiß reichlich gefüllt war, auf ſich zukommen ſah, nahm er ſeine roth und weiß geſtreifte baumwollene Mütze ab und grüßte ehrerbietig.

„Mein Herr," ſagte der Unbekannte, „ohne Zweifel ſind Sie der Beſitzer dieſes Etabliſſements." —

„Ja, mein Herr — Jasmin Tonne — Ihnen zu dienen, wenn ich es im Stande wäre."

Der Unbekannte fuhr fort:

„Nicht wahr, dies hier heißt das Wirthshaus zum ſilbernen Kruge?"

Jasmin bejahete.

Der Unbekannte zog aus ſeiner Taſche ein kleines viereckiges Stück Papier, auf welchem einige Zeilen geſchrieben ſtanden, die er mit Aufmerkſamkeit durchlas.

„Sie müſſen," hob er hierauf an, „ein Individuum kennen, deſſen Ausſehen ſehr häßlich iſt."

„Deren kenne ich mehrere," antwortete Jasmin lachend.

„Die häßlichen Geſichter ſind hier gewöhnlicher als die hübſchen."

„Das iſt charakteriſtiſch."

„Laſſen Sie hören."

Der Unbekannte las mit lauter Stimme:

„Wuchs ſehr lang.

„Magerkeit — ungeheuer."

„Naſe — ſehr lang und nach Art eines Geierſchnabels."

„Mund — groß und ohne Lippen."

„Schnurrbart — ſchwarz, ſpitz und rieſig."

„Coſtüm — in ſchlechtem Zuſtande, halb militairiſch und halb bürgerlich.“

„Degen — mit kupfernem Gefäß — ächter Strauchdieb-ſchläger.“ —

„Aha!“ rief Jasmin Tonne, das Leſen unterbrechend, „den kenne ich, den kenne ich!“

„Warten Sie,“ ſagte der Unbekannte, „ich bin noch nicht fertig,“ — und er hob wieder an:

„Alter — unbekannt.“

„Gewerbe — vielfach.“

„Wohnort — unbekannt, — indeſſen findet man ihn faſt alle Abende in dem Wirthshauſe zum Silbernen Kruge.“

„Name — La Bricole, auch legt er ſich den Titel Cheva-lier bei.“

„La Bricole!“ rief Jasmin, „das iſt eben der Name, den ich Ihnen nennen wollte — der Menſch war zu gut gezeichnet, als daß man ihn nicht hätte ſofort erkennen ſollen.“

„Alſo, Sie kennen dieſen La Bricole?“

„Nur zu gut.“

„Iſt er heut Abend hier?“

„Wenigſtens war er es ſo eben noch.“

Jasmin ſah ſich rechts und links um und hob dann wie-der an:

„Sehen Sie, da unten ſteht er, dicht an der Thür, in Geſellſchaft eines zweiten würdigen Mannes ſeiner Art — eines ſpaniſchen Granden Don Gusman de Tulipano.“

„Hätten Sie wohl die Güte, ihm zu ſagen, daß Jemand, den er nicht kennt, der ihm aber wohl will, ihn auf einen Augenblick zu ſprechen wünſcht?“

„Ich werde es ihm ſogleich ſagen, mein Herr.“ —

„Warten Sie — haben Sie nicht vielleicht einen abge-

ſchloſſenen Ort, wo es uns möglich wäre, uns beim Plaudern zu erfriſchen, ohne ſo viel Leute um uns zu haben.“ —

„Ich habe was Sie wünſchen — ein kleines Kabinet in der obern Etage.“

„Vortrefflich. — Nun holen Sie, wenn ich bitten darf, dieſen La Bricole.“

Der Unbekannte ſprach in dem autoritätiſchen Tone eines Mannes, der gewohnt iſt, daß man ihm augenblicklich gehorche.

Jasmin wußte, daß die Leute, welche auf dieſe Weiſe commandiren, faſt immer auch gut bezahlen.

Deßhalb beeilte er ſich, ſich an die Stelle zu begeben, wo La Bricole und Tulipano ſtanden.

Die beiden rechtſchaffenen Leute machten ſich nach getroffener Verabredung eben fertig, ihr Glück als Straßenräuber zu verſuchen.

Jasmin legte die Hand auf die Schulter des Chevaliers.

Dieſer fuhr zuſammen und drehete ſich raſch herum.

„Unglückswirth,“ ſagte er, „was wollen Sie von mir? Fühlen Sie vielleicht, wie unrecht Sie mir heut Abend gethan und wünſchen Sie es wieder gut zu machen?“

„Ich will gar nichts wieder gutmachen, Herr Chevalier de la Bricole — ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß Jemand da iſt, der Sie zu ſprechen wünſcht.“ —

„Jemand?“

„Ja.“

„Mich?“

„Ja.“

La Bricole wurde noch bleicher, als er ſchon ohnedies war.

„Vielleicht ein Polizeioffiziant,“ murmelte er.

„Ich glaube nicht,“ antwortete Jasmin.

„Aber wer iſt es denn?“

„Ein Mann von gutem, noblem Ausſehen — den ich eben ſo wenig kenne als Sie. Er gedenkt übrigens das Geſpräch ein wenig zu netzen, denn er hat von meinem Cabinet im obern Stock und von zahlreichen Erfriſchungen geſprochen.“

„Tauſend Teufel!“ rief La Bricole, „das iſt etwas Anderes — ich eile!“

„Und ich?“ fragte Tulipano kläglich; „was werde ich beginnen, während Du Deinen Durſt löſchen wirſt.“

„Du wirſt mich hier erwarten, ohne Dich von der Stelle zu rühren.“

„Das iſt nicht übel!“

„Höre! Ohne Zweifel handelt es ſich um ein gutes Geſchäft, welches man mir antragen wird — Du weißt — Du begreifſt — ich werde es ſo einrichten, daß man auch Deiner bedarf und Dich dann ſofort holen.“

„Ich rechne darauf,“ ſagte Tulipano, durch dieſes Verſprechen wieder ein wenig beruhigt.

„Ich bin bereit, Vater Tonne,“ rief nun La Bricole; „ſtellen Sie mich dem edeln Fremdling vor, welcher mit mir zu ſprechen wünſcht.“

Und er folgte dem Wirth, indem er wieder trällerte:

„Der Reiche lacht uns aus,
Lebt ſtets in Saus und Braus,
Von ſchlechten Tagen weiß er nichts.“

„Mein Herr,“ ſagte der Wirth zu dem Unbekannten, während der hagere Mann militairiſch grüßend, die Hand an ſeinen elenden Hut legte, „hier iſt der Chevalier de la Bricole.“ —

„Sehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen, mein Herr,“ ſetzte der Freund Tulipano's hinzu.

Der Unbekannte verneigte ſich ziemlich artig, wendete ſich dann zu Jasmin und ſagte:

„Führen Sie uns in das Kabinet, von welchem Sie mir ſagten und bringen Sie uns Wein oder Branntwein, was nämlich Herrn de la Bricole gefällig ſein wird, herauf.“

„Bringe von dem einem wie von dem andern, Vater Tonne,“ ſagte der Chevalier lebhaft, „dazu eine feſte Schüſſel und viel Zucker — wir wollen Branntwein anbrennen — es iſt das ſehr heilſam für den Magen — und ich glaube, der meine iſt ein wenig in Unordnung gerathen — ich bin von gar ſo zarter Conſtitution.“

Jasmin ergriff eine kleine eiſerne Lampe, winkte dem Unbekannten und dem Chevalier, ihm zu folgen, durchſchritt mit ihnen das Parterregemach nach ſeiner ganzen Länge und erreichte dann eine Treppe oder vielmehr eine Leiter, die in das obere Stockwerk führte.

Hier öffnete er eine Thür und führte ſeine Begleiter in ein Zimmer von mäßigem Umfange, deſſen Wände vollſtändig kahl waren und welches keine andern Geräthſchaften hatte, als einen in der Mitte ſtehenden viereckigen Tiſch und einige hölzerne Stühle.

Er ſetzte die Lampe auf den Tiſch.

Dann ging er hinaus, indem er zugleich bemerkte, daß er, noch ehe zwei Minuten um ſeien, die verlangten Erfriſchungen bringen würde.

La Bricole legte ſeinen Hut und ſeinen langen Raufdegen auf zwei Stühle.

Fünftes Kapitel.

Ein Schurken-Terzett.

So lange als Jasmin's Abweſenheit dauerte, ward zwiſchen dem Unbekannten und dem Chevalier La Bricole nicht ein einziges Wort gewechſelt.

Die beiden Männer ſahen ſich von der Seite an und ſchienen ſich wechſelſeitig zu ſtudiren.

Endlich kam der Schenkwirth wieder zum Vorſchein.

Er ſetzte drei große zinnerne Kannen auf den Tiſch, von welchen die eine mit Branntwein und die andern beiden mit Wein gefüllt waren.

Daneben ſtellte er eine große Schüſſel von bläulichem Porzellan mit rothen Blumen — ein merkwürdiges Fabrikat, welches ein Liebhaber ſolcher Dinge heute mit Gold aufwiegen würde — einen mit kleingeſchlagenen Zucker gefüllten Teller — einen großen eiſernen Löffel — blecherne Trinkbecher und ein Packet Fidibuſſe, die aus kleinen an beiden Enden in Schwefel getauchten Hanfröhren gefertigt waren.

Nachdem dies geſchehen, entfernte er ſich, indem er ſagte:

„Nun ſind Sie bedient, meine Herren.“

„La Bricole und der Unbekannte ſetzten ſich einander gegenüber.

La Bricole begann damit, daß er den ganzen Inhalt der mit Branntwein gefüllten Kanne in die Schüſſel goß.

In dem Augenblicke, wo er den Zucker hinzufügen wollte, unterbrach er ſich und fragte den Unbekannten, der ihm zuſah, ohne etwas zu ſagen:

„Trinken Sie ihn gern ſtark gezuckert, mein Herr?“

Der Angeredete antwortete:

„Nehmen Sie keine Rückſicht auf mich, Chevalier. Thun Sie ganz wie Ihr Geſchmack es verlangt.“

„Aber dennoch, mein Herr, liegt mir viel daran, daß dieſes Gebräu Ihnen gefalle und ich bemerke noch, daß ich nicht gern hinter dem Rufe zurückbleiben möchte, den ich mir durch Bereitung dieſes Getränks erworben.“

„Ein Ruf, deſſen ich Sie würdig glaube.“

„Sie ſollen ſelbſt urtheilen.“

„Nein, denn ich werde nicht trinken.“

La Bricole ſchaute den Fremden an, um ſich zu überzeugen, ob er im Ernſte ſpräche.

Da ihm bald in dieſer Beziehung kein Zweifel übrig blieb, ſo rief er:

„Ach, das iſt mir aber unangenehm! Ich ſtoße gern an.“

„Das werden Sie heut Abend entbehren müſſen.“

„Wie es ſcheint allerdings,“ ſeufzte La Bricole, indem er den Branntwein anzündete, der ſofort eine lebhafte luſtige Flamme, bald purpurn, bald bläulich ſchimmernd, aufflackern ließ.

„Wir haben miteinander zu ſprechen,“ hob der Unbekannte an.

„Das dachte ich mir.“

„Sind Sie jetzt aufgelegt, mich mit Aufmerkſamkeit anzuhören?“

La Bricole ſtemmte ſeine beiden Arme auf den Tiſch und

machte aus ſeinen beiden hohlen Händen einen Stützpunkt für ſein ſpitzes Kinn.

„Ich bin ganz Ohr,“ ſagte er.

„In dieſem Falle gehe ich ohne Umſchweife auf die Sache ein — es iſt das ſo meine Manier.“

„Und es iſt dies die richtige Manier.“

„Ich bedarf eines verwegenen Geſellen —“

La Bricole legte die Finger ſalutirend an die Stirn.

„Und Sie haben an Ihren ergebenſten Diener gedacht,“ ſagte er; „Sie erzeigen mir viel Ehre.“

Ohne ſich weiter mit dieſer Unterbrechung zu beſchäftigen, fuhr der Unbekannte fort:

„Man hat mich auf Sie aufmerkſam gemacht, als einen Mann, der das Geſchäft verſteht — einen Banditen ohne Treu und Glauben — einen Verworfenen, der ſchon längſt Galgen und Rad verdient —“

Bei jedem dieſer Ehrentitel drehete der Chevalier ſeinen Schnurrbart und ſalutirte.

„Wohlan,“ rief er, „ich ſehe, daß man mir nicht geſchmeichelt hat, als man Ihnen mein Portrait malte — aber es iſt wirklich getroffen. Ich werde es mit einigen Worten vollenden, die mehr ſagen werden als eine Menge hochtrabender Redensarten.“

„Nun, und dieſe Worte lauten“:

„Sie lauten: Dafern man mich bezahlt, bin ich zu Allem fähig.“

„Vortrefflich; ich ſehe, daß man mich nicht getäuſcht hat.“

„Darauf können Sie ſchwören. Laſſen Sie mich dieſen brennenden Branntwein koſten und ſagen Sie mir dann, um was es ſich handelt.“

„Ach, mein Gott um etwas ſehr Einfaches.“

„Um ſo ſchlimmer.“

„Warum?“

„Weil man, je ſchwieriger das iſt, was man von einem verlangt, auch um ſo beſſer bezahlt — das iſt ganz logiſch.“

„Sehr richtig gefolgert, obſchon aber die Sache ein Kinderſpiel iſt, wird man doch königlich bezahlen.“

„Wohlan, nachdem wir einmal hierüber einig ſind, ſo ſtelle ich mich mit meinem Freunde Kitzler zu Ihrer Dispoſition.“

„Mit Ihrem Freunde Kitzler?“ wiederholte der Unbekannte in fragendem Tone.

„Das iſt mein Hieber,“ antwortete La Bricole, indem er lächelnd an ſeinen langen Raufdegen ſchlug; „ich habe ihm dieſen vertraulichen Namen gegeben, weil er eben ſo wie ſein Herr im Punkte der Ehre ſehr kitzlich iſt und dann auch Andere auf ſehr gründliche und nachdrückliche Weiſe zu kitzeln verſteht.“

„Ich hoffe,“ ſagte der Unbekannte, „daß Sie nicht nöthig haben werden, ihn aus der Scheide zu ziehen.“

„Wirklich? Es handelt ſich alſo nicht um Jemanden, den Sie aus dem Wege ſchaffen zu laſſen wünſchen?“

„Keineswegs.“

„Nun dann erklären Sie ſich näher, denn ich verſtehe Sie nicht.“

„Es handelt ſich um eine Entführung,“ ſagte der Unbekannte.

La Bricole drückte einen ſeiner Finger auf ſein linkes Auge und ſchien ſtill in ſich hineinzulachen.

„Entführungen gehören allerdings auch zu meiner Geſchäftsbranche,“ ſagte er hierauf, „und ich habe dergleichen Aufträge ſchon mehrere mit gutem Erfolge ausgeführt, aber

ich muß Ihnen im Voraus ſagen, daß eine Entführung mit vielen Unkoſten und Auslagen verknüpft iſt —“

„Seien Sie unbeſorgt — Sie werden Ihren Preis nennen und man wird Ihnen durchaus nichts davon abzuhandeln ſuchen.“

„Ah, ich ſehe, Sie ſind ein Mann, der das Geſchäft verſteht. Wer ſoll entführt werden? Iſt es ein Mädchen? — eine Frau? — eine Wittwe?“

„Es iſt ein junges Mädchen.“

„Von welchem Stande?“

„Ach, lieber Gott, ſie gehört der gemeinen Volksklaſſe an.“

„Dann wird die Sache ganz wie von ſelbſt gehen. Wollen Sie mir gefälligſt Namen und Adreſſe angeben?“

„Morgen ſollen Sie dies erfahren.“

„Warum nicht heute?“

„Weil der, für deſſen Rechnung Sie dieſen Auftrag ausführen werden, es ſich vorbehalten hat, Ihnen dieſe Mittheilung ſelbſt zu machen.“

„Der, für deſſen Rechnung ich dieſen Auftrag ausführen werde?“ wiederholte La Bricole. „Alſo ſind Sie es nicht ſelbſt, für den ich arbeiten ſoll?“

„Nein, keineswegs.“

„Wer iſt es denn?“

„Mein Herr.“

„Das iſt wohl ein ſehr großer vornehmer Herr?“

„Darauf können Sie ſchwören — er iſt ein ſehr vornehmer Herr.“

„Und Sie ſind?“

„Sein Intendant, ſein Factotum und der Mercur ſeiner galanten Abenteuer.“

„Ah, ich begreife.“

„Und wie heißt dieſer vornehme Herr?“

„Es kann Ihnen nichts daran liegen, ſeinen Namen zu wiſſen, dafern Sie nur die Bekanntſchaft ſeines Goldes machen.“

„Indeſſen, um ihm von meinen Schritten Rechenſchaft zu geben — um ihm das Täubchen nach der Entführung —“

„Auf alles dies wird Rückſicht genommen werden — machen Sie ſich daher durchaus keine Sorge.“

„Gut, gut. Ich trinke demnach hiermit auf die Geſundheit des großen Herrn, welcher ſein Incognito bewahren will.“

„Nach meiner Meinung,“ hob der Unbekannte wieder an, „werden Sie ſich noch einen Gehülfen ſuchen müſſen.“

„Ja, das unterliegt allerdings keinem Zweifel.“

„Kennen Sie vielleicht ſchon Jemanden?“

„Ja wohl, ich weiß ſchon einen.“

„Einen ſichern Mann?“

„O, ich ſtehe für ihn, wie für mich ſelbſt — wir arbeiten ſtets zuſammen — aber da fällt mir ein, er iſt ja ſelbſt in der Nähe — ich kann ihn Ihnen ſogleich vorſtellen.“

Und ohne die Antwort des Unbekannten zu erwarten, öffnete La Bricole die Thür des Kabinets, neigte ſich nach dem Zimmer im Erdgeſchoſſe hinab und rief mit Donnerſtimme:

„He, Tulipano — komm herauf!“

Der Grand von Spanien gehorchte dieſem Rufe wie ein gelehriger Hund.

Noch waren nicht anderthalb Minuten verfloſſen, ſo erſchien dieſe grotesk unheimliche Perſon in dem Rahmen der geöffneten Thür, mit der Binde über dem Auge, dem breitkrämpigen Sombrero, dem kaſtiliſchen Mantel und dem unendlich langen Degen.

Tulipano grüßte den Unbekannten auf ernſthafte, ächt

ſpaniſch ſteife Weiſe, ſetzte ſich dann ohne erſt die Aufforderung dazu abzuwarten und goß ſich raſch hinter einander zwei große Gläſer brennenden Branntwein ein, den er hinunterſtürzte als ob ſein Schlund mit Eiſenblech ausgeſchlagen wäre. La Bricole ſetzte ihn mit wenigen Worten von den Eröffnungen in Kenntniß, die ihn ſo eben gemacht worden.

Tulipano nickte zum Zeichen ſtummer Zuſtimmung mit dem Kopfe. „Alſo," fragte der Chevalier den Unbekannten, „Sie ſagen, Ihr Herr behalte es ſich ſelbſt vor, uns näher von den Einzelnheiten zu unterrichten, die wir kennen müſſen, ehe wir etwas unternehmen?"

„Ja."

„Wir werden ihn alſo ſehen?"

„Ohne Zweifel."

„Wann?"

„Morgen."

„Zu welcher Stunde?"

„Zwiſchen neun und zehn Uhr Abends."

„Wo?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Aber wie werden wir es dann erfahren?"

„Sie werden mich hier in dieſem Wirthshauſe erwarten und ich werde kommen und Sie abholen."

„Gut, gut, und was die Belohnung betrifft?"

„Ich ſage Ihnen nochmals, daß Sie dieſe ſelbſt beſtimmen werden. Wenn mein Herr mit Ihnen zufrieden iſt, ſo kennt ſeine Freigebigkeit keine Grenzen."

„Zufrieden! Na, ich denke, er ſoll es ſein."

„Nun, dann werden Sie es auch ſein."

„Ich möchte mir eine Frage an Sie erlauben," hob

La Bricole nach einigen Minuten Stillschweigen in etwas zögerndem Tone wieder an.

„Thun Sie das.“

„Aber ich fürchte, daß sie Ihnen indiscret erscheine.“

„Sprechen Sie nur.“

„Wohlan, würde es Ihnen wohl etwas verschlagen, wenn Sie uns eine kleine Abschlagszahlung leisteten? Es liegt mir unendlich viel daran noch heute Abend mit diesem elenden Jasmin Tonne meine Rechnung abzuschließen.“

„Wie viel brauchen Sie zu diesem Zwecke?“

„O, eine Kleinigkeit.“

„Glauben Sie vielleicht mit zehn Louisdor einstweilen genug zu haben?“

La Bricole traute seinen Ohren kaum und Tulipano that trotz der spanischen Gravität, die er so gern affectirte, einen förmlichen Sprung.

„Wie viel sagten Sie?“ rief der Chevalier.

Der Unbekannte wiederholte seine Worte.

„Ich glaube in der That, daß wir vor der Hand damit genug haben.“

„Nun, dann ist hier der Betrag.“

Zehn Goldstücke fielen in die geöffnete Hand des Chevaliers, der seine krummen Finger sofort und habgierig zusammenkrallte.

Der Unbekannte ergriff seinen Hut und seinen Krückenstock.

„Also morgen Abend,“ sagte er, indem er die Richtung nach der Treppe nahm, „ich verlasse mich auf Sie.“

„Im Leben wie im Tode, mein edler Freund!“ rief La Bricole, der durch die zehn Goldstücke urplötzlich in einen förmlichen Rausch von Begeisterung versetzt worden war.

Sechstes Kapitel.

Monseigneur.

Die beiden ehrlichen Leute, welche einander gegenüber sitzen geblieben waren, schauten sich lachend an, wie die Auguren im alten Rom.

Hierauf füllte La Bricole die beiden Becher mit brennendem Branntwein, leerte den seinigen auf einen Zug, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Nun, lieber Freund, was sagst Du dazu?“

„Das ist ein gutes Geschäft,“ antwortete der Grand von Spanien.

„Das ist die Henne, welche die goldnen Eier legt, mein guter Freund. Es wird sich nun darum handeln, sie zu rupfen ohne daß sie schreit.“

„Ich dächte, darauf verstünden wir uns.“

„Dieser Meinung bin ich auch. Apropos, brauchst Du Geld?“

„Und ob!“

„Wie viel willst Du haben?“

„Diese Frage kommt mir etwas komisch vor.“

„Warum?“

„Nun, Du hast zehn Louisdor erhalten — folglich bekomm' ich fünf davon.'

„Damit ist's nichts.“

„Wie ſo?“

„Na, ich bin bei der Sache die Hauptperſon — mich ſuchte man — ich habe Dich erſt herbeigeholt — dem Rechte nach gebührt Dir nicht mehr als ein Viertheil des Lohnes, aber ich zeige mich ſtets nobel und wünſche, daß Du mit mir zufrieden ſeieſt — hier ſind drei Louisdor.“

Tulipano ſteckte, obſchon über dieſe ungleiche Theilung murrend, die Summe ein.

Nachdem die beiden Zecher den Branntwein vertilgt, leerten ſie auch noch den Weinkrug.

Hierauf begaben ſie ſich in das untere Zimmer.

La Bricole ſchritt ſtolz einher, warf den Kopf empor, drehete ſeinen Schnurrbart mit der Miene eines Mannes, der Geld in der Taſche hat und trällerte ein paar Verſe ſeines Lieblingsliedes mit einer kleinen, durch die gegenwärtigen Umſtände gerechtfertigten, Variante:

„Mein Beutel immer voll
So oft ich zahlen ſoll,
Bleibt von der Schwindſucht nun verſchont.
In jedem Augenblick
Blüht mir ein neues Glück —
Das Leben nun ſich erſt verlohnt.“

„Vom ſchönſten, beſten Wein,
Der in der Welt mag ſein,
Sind meine Keller reich gefüllt.
Man trinkt und ſchmauſt und küßt —
Das ſchönſte Leben iſt
Im größten Geldſack eingehüllt.“

Eben als er die letzten Worte mit den ſchon früher erwähnten Verzierungen ſang, ſah er ſich dem Wirth gegenüber.

„Na, Vater Tonne,“ ſagte er, indem er ihn vertraut auf

den Bauch schlug, „Sie sehen wohl, es stand da oben geschrieben, daß ich heute Abend noch bei Ihnen trinken würde.“

„Aber eben so stand auch geschrieben, Herr Chevalier, daß nicht Sie es sein würden, welcher bezahlte.

„Ah, glauben Sie das?“

„Das wollte ich meinen — der fremde Herr hat die ganze Zeche bezahlt.“

„Dies war auch sein Recht und seine Pflicht — aber unsere alte Rechnung — jene Rechnung, die Ihnen so sehr am Herzen lag, sprechen Sie von dieser nicht mehr?“

„Was nützte es, davon zu sprechen, da es doch verlorene Worte wären —“

„Vielleicht.“

Nun, so reden wir davon, aber nicht lange, denn ich habe eilig.“

„Und ich! Glauben Sie, daß dies mit mir nicht auch der Fall ist? Ich habe heute Abend ein Rendezvous mit zwei Gräfinnen und drei Marquisen. Gehen wir in das Comptoir, Vater Tonne.“

„Wozu?“

„Damit ich jene Kleinigkeit abmache, die Bagatelle, die drei und dreißig Livres.“

„Wollen Sie mich zum Besten haben, Chevalier? Wenn es zum Treffen kommt, haben Sie doch wieder Ihre Börse vergessen.“

„Nein, ich habe sie wiedergefunden.“

Jasmin Tonne warf ungläubig den Kopf empor.

Indessen begab er sich doch nach dem Comptoir und nahm das mit Hieroglyphen bedeckte Kerbholz zur Hand, von welchem wir schon gesprochen haben.

La Bricole nahm zwei Louisdor aus der Tasche, warf sie

dem Schenkwirth mit vornehmer Miene hin und ſagte in majeſtätiſchem Tone:

„Hier, lieber Mann, machen Sie ſich bezahlt.“

„Ei der Tauſend!“ rief Jasmin.

„Mein Geld, wenn's beliebt, Vater Tonne!“

„Hier, Chevalier, hier! — Alſo der unbekannte Herr hat Ihnen ein förmliches Peru in ſeiner Taſche mitgebracht?“

„So ziemlich.“

„Das muß Ihnen ſehr gelegen gekommen ſein. Wer zum Teufel mag das nur ſein?“

„Wie, haben Sie das nicht errathen?“

„Nein.“

La Bricole blähete ſich auf wie der Froſch in der Fabel und antwortete ſich ſpreizend:

„Es iſt der Intendant meiner edeln Familie — derſelbe, von welchem ich vor einer Stunde ſprach. Er brachte mir heute Abend einige Fonds — morgen bringt er mir vollends hunderttauſend Livres und nächſte Woche gedenke ich eine Compagnie in dem Regiment Royal-Champagne zu kaufen. Vater Tonne, können Sie vielleicht die Anrichtung des Diners übernehmen, welches ich meinen Kameraden, den Offizieren, beim Antritt meiner Charge werde geben müſſen?“

Jasmin that, als ob er dieſes Gascognade für baare Münze nähme und antwortete bejahend.

„Und Ihr Freund, Don Gusman de Tulipano,“ hob er hierauf wieder an, „hat dieſer auch Subſidien erhalten?“

Der Spanier näherte ſich gravitätiſch.

„Machen Sie ſich bezahlt,“ ſagte er ſeinerſeits, indem er Jasmin ein Goldſtück hinwarf.

„Na,“ murmelte Letzterer, indem er dem ſpaniſchen Gran-

den, der ihm einundzwanzig Livres ſchuldig war, drei wieder herausgab, „es iſt heute ein wirklicher Wunderabend!“

„Ich hoffe, meine Herren,“ ſetzte er hierauf hinzu, „daß Sie mir Ihre ehrenvolle Kundſchaft bewahren werden.“

„Ah, wir ſollten es vielleicht nicht,“ ſagte La Bricole, „denn Ihr Benehmen gegen uns iſt ſehr kleinlich und ſchmuzig geweſen. Wir ſind aber gut bis zur Schwäche — wir werden wiederkommen.“

„Alle Tonnen, die ſich hier finden — ich ſelbſt mit eingeſchloſſen — ſtehen zu Ihrer Verfügung,“ ſagte Jasmin, über ſein eignes Wortſpiel lachend.

„Ich rechne darauf,“ entgegnete der Chevalier. „Ich beſtelle hiermit zugleich das Kabinet auf morgen Abend. Sie werden Sorge tragen, eine gehörige Quantität Branntwein von der älteſten und beſten Sorte hinaufzuſchaffen, denn der Intendant meiner Familie wird wieder nach mir fragen.“

„Gut, die Sache iſt abgemacht.“

La Bricole und Tulipano verließen das Wirthshaus und machten ſich auf den Weg nach einer ſchmuzigen Spielhöhle in der Rue St. Antoine, wo einige Individuen ihres Gelichters unerfahrene Neulinge mit falſchen Karten und Würfeln um's Geld brachten.

Hier verbrachten ſie die noch übrige Zeit der Nacht auf ganz angenehme Weiſe.

Am nächſtfolgenden Abend ſetzten ſich unſere Leute ſchon um acht Uhr in dem uns ſchon bekannten Kabinet an den Tiſch.

Ungefähr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft öffnete ſich die Thür, um den geheimnißvollen Intendanten des unbekannten vornehmen Herrn eintreten zu laſſen.

La Bricole und Tulipano verneigten ſich grüßend bis zur Erde.

„Sind Sie bereit?“ fragte er.

„Stets! antwortete der Chevalier.

„Nun, dann kommen Sie, mein Herr erwartet mich.“

„Wo?“

„Das werden Sie ſehen.“

„Wohlan.“

Die drei Männer verließen zuſammen das Wirthshaus. Der Intendant führte ſie die Rue St. Antoine hinauf, in der Richtung nach dem Baſtillenplatze.

Das Staatsgefängniß zeichnete kaum die impoſanten Umriſſe ſeiner Mauern und Thürme an dem dunkeln Himmel ab, ſo dicht war die Finſterniß.

„Wir nähern uns,“ ſagte der Intendant.

„Welchen Titel ſoll ich Ihrem Herrn geben?“ fragte La Bricole.

„Nennen Sie ihn Monſeigneur.“

„Gut, gut!“

Hinter der Feſtung befand ſich ein Wallgang, der ſchon am Tage und noch weit mehr in der Nacht ganz öde und menſchenleer war.

Auf dieſem Wallgang hielt eine mit zwei Rappen beſpannte Caroſſe.

Dieſe Caroſſe war mit keinem Wappen verſehen und ihre Laternen waren ausgelöſcht.

Der Intendant trat an einen der Schläge.

„Monſeigneur,“ ſagte er, „da iſt der Mann.“

„Gut,“ antwortete eine Stimme aus dem Innern des Wagens, „er komme her.“

Der Intendant ſtieß La Bricole vorwärts, der ſich, ſeinen

Hut in der Hand haltend, dem Wagenſchlage näherte und ſein langes Rückgrat beugte, als ob es möglich geweſen wäre, ſeine Komplimente zu ſehen.

„Ich bin bereit, Ihre Befehle zu empfangen, Monſeigneur," ſagte er in einem Tone, in welchem von ſeiner gewohnten Arroganz nichts mehr zu ſpüren war.

„Sie wiſſen ſchon, um was es ſich handelt?" fragte die Stimme.

„Ja, Monſeigneur, ich weiß, daß es ſich um eine Entführung handelt und ich werde alles aufbieten, um das Vertrauen zu rechtfertigen, welches —"

Die Stimme unterbrach den Chevalier.

„Hören Sie," ſagte die Stimme. „Die Perſon, um deren Entführung es ſich handelt, heißt Nanette Lollier. Werden Sie ſich dieſen Namen merken?"

„Ja wohl, vollkommen, Monſeigneur."

„Das junge Mädchen iſt fünfzehn Jahr alt und wohnt bei Ihrer Familie in der Rue Aubry-le-Boucher."

„Sehr wohl, Monſeigneur."

„Ihre Geſchwiſter ſind unbedeutende Perſönlichkeiten, ihre Eltern aber ſind rechtſchaffene Leute und in ihrem Stadtviertel wohl angeſehen. Der Vater iſt in der Halle angeſtellt und die Mutter iſt Fiſchhändlerin. Es ſind acht Kinder da — der älteſte Sohn iſt Sergeant bei der franzöſiſchen Garde. Nanette iſt das jüngſte Kind der Familie. Werden Sie ſich alle dieſe Einzelnheiten merken können?"

„Ich werde kein Wort davon vergeſſen, Monſeigneur."

„Die Kleine wird ſcharf überwacht, iſt allen Nachbarn wohlbekannt und wird von ihnen geliebt. Man muß daher ſorgfältig alles Aufſehen und allen Skandal vermeiden. Die Entführung wird demnach ſchwierig ſein."

„Ein Eifer wie der meinige, Monſeigneur, ſteigt mit den Hinderniſſen.“

„Es liegt mir viel daran, daß die Sache binnen acht Tagen beſorgt ſei.“

„Viel früher, Monſeigneur, noch viel früher.“

„Unterſuchen Sie daher ſchon morgen die Poſition und unterreden Sie ſich mit meinem Intendanten, dem Sie über Ihre Schritte rapportiren werden.“

„Ja, Monſeigneur.“

„Sie werden ſich mit ihm über die Mittel, deren Anwendung Sie rathſam finden, verſtändigen. Dabei aber darf es durchaus nicht ſcheinen, als hätte er die Hand mit im Spiele.“

„Seien Sie unbeſorgt, Monſeigneur.“

„Das Geld, deſſen Sie bedürfen, wird Ihnen nicht fehlen und wenn Ihnen Ihr Werk gelungen iſt, ſo werde ich Ihre Thätigkeit auf würdige Weiſe zu belohnen wiſſen.“

„Sie ſind allzugütig, Monſeigneur.“

„An dem Tage, wo Sie das junge Mädchen den Ihnen bezeichneten Händen übergeben, erhalten Sie dreihundert Louisdor.“

„Eher werde ich mich dreihundert Mal umbringen laſſen, als daß mir meine Aufgabe nicht gelingen ſollte.“

„Gut, gut.“

An dem Ton, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, errieth La Bricole, daß die Unterredung zu Ende war.

Er verneigte ſich abermals auf's Tiefſte. Die Stimme rief:

„Gerſtenkorn!“

„Hier bin ich, Monſeigneur,‘ antwortete der Intendant.

„Gieb dieſem Manne Geld und beſprich Dich mit ihm, wo Du ihn wiedertreffen willſt.“

„Ja, Monſeigneur.“

Die Caroſſe fuhr in raſchem Trabe davon und verſchwand in der Dunkelheit.

„Hier ſind fünfzehn Louisdor,“ ſagte der Intendant, den wir ſo eben Gerſtenkorn haben nennen hören — was ohne Zweifel ein bloßer Beiname war — zu dem Chevalier. „Morgen Abend werde ich Sie wieder in dem Wirthshauſe zum Silbernen Kruge treffen. Bis dahin gute Verrichtung und vergeſſen Sie nichts.“ —

„Rue Aubry — le Boucher — Nannette Lollier — Sie ſehen, daß ich es noch weiß. Seien Sie unbeſorgt und rechnen Sie auf mich.“

„Alſo morgen.“

„Ja wohl, morgen.“

Der Intendant verlor ſich in der Finſterniß, gerade ſo wie die Caroſſe verſchwunden war.

La Bricole näherte ſich Tulipano, der ſich auf Gerſtenkorns Empfehlung ein wenig abſeit gehalten hatte.

„Wie viel hat man Dir heut Abend gegeben?“ fragte der Grand von Spanien.

„Wie viel?“ wiederholte der Chevalier, der ſchon leugnen wollte, daß er überhaupt etwas empfangen.

„Ja. — Ich hörte Geld klimpern.“

„Wohlan, man hat mir zehn Louisdor gegeben, wie geſtern. Hier ſind drei davon — ich glaube, damit iſt Dein Spaziergang wohlbezahlt.“

Tulipano ſteckte die drei Goldſtücke ein.

„Und wie viel hat man Dir verſprochen?“ fragte er weiter.

„Hundert Louisdor.“

„Wirklich?“

„Nun, iſt das nicht genug? Wenn ich mit Dir zufrieden bin, ſo werde ich Dir vierzig davon geben.“

Der Grand von Spanien brummte nach ſeiner Gewohnheit, antwortete aber nichts.

Hierauf begaben ſich Beide in der ehrenhaften Abſicht, eine Gaunerei auszuführen, wieder in die Spielhöhle, wie am Abend vorher.

Siebentes Kapitel.

Die Familie Lollier. — Nannettens Roſenſtock.

Wir glauben — ohne es jedoch poſitiv behaupten zu wollen — daß die Straße Aubry-le-Boucher bei den neuerlichen Umänderungen, aus welchen Paris ganz neu und weißgekleidet wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage hervorgehen wird, ganz verſchwunden iſt.

Auf alle Fälle hat zu keiner Zeit die fragliche Straße etwas dargeboten, welches würdig geweſen wäre, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Demzufolge haben wir auch nichts darüber zu ſagen, ausgenommen, daß ſie ſchmal, krumm, finſter und ſchmuzig war, ganz beſonders zu der Zeit, wo die Ereigniſſe geſchahen, deren wahrheitsgetreuer Hiſtoriker wir ſind.

Die Familie Lollier bewohnte das Parterre eines der Häuſer in der Nähe der Rue Saint-Martin.

Dieſe Familie war — wie wir ſchon den vornehmen unbekannten Herrn zu La Bricole haben ſagen hören — ſehr zahlreich.

Sie beſtand aus zehn Perſonen — dem Vater, der Mutter und acht Kindern.

Andreas Thomas war „bei der Sauberkeit des Platzes der Halle" angeſtellt.

Wir glauben, dieſer Ausdruck, den wir hier ganz genau nach den hiſtoriſchen Memoiren, aus welchen wir ſchöpfen, anführen, bedeutete ganz daſſelbe wie Gaſſenkehrer.

Marie Jeanne Ladure, verehlichte Lollier, hatte in der Halle einen Stand als Fiſchhändlerin.

Nirgends fand man friſchere Rochen, Steinbutten, Schollen und Hummer als bei ihr.

Fügen wir hinzu, daß ſie ganz gegen die Gewohnheit ihrer Colleginnen, gegen ihre Abnehmer ſich artig und höflich zeigte.

Ihr Handel gedieh demzufolge auch, daß es ein wahres Wunder war.

Die Eheleute Lollier würden ſich in Folge ihres Fleißes und Muthes in ziemlichem Wohlſtand befunden haben, wenn nicht die fortwährend wachſende Zahl ihrer Kinder ſie oft in Verlegenheit gebracht hätte.

Aber ſie waren vor allen hieraus hervorgehenden Schwierigkeiten nicht zurückgebebt und hatten ſie überwunden, wie dies faſt immer den ehrlichen Leuten paſſirt, welche ſich den Kummer nicht zu Herzen nehmen und ſich den Muth nicht rauben laſſen.

Alle dieſe Kinder geriethen übrigens außerordentlich gut und die Knaben machten es ſich zur Ehrenſache, ihrer Familie nicht länger als unumgänglich nöthig war, zur Laſt zu fallen.

Auf dieſe Weiſe war der älteſte Sohn Euſtache Lollier, ein herrlicher Burſche von acht und zwanzig Jahren, ſchon zu dem ausgezeichneten Grade eines Sergeanten bei der franzöſiſchen Garde emporgeſtiegen, was für kleine Leute durchaus keine geringe Ehre war und gegen die Lolliers in ihrem Stadtviertel viel Neid und Eiferſucht rege machte. Nannette Lollier, die Heldin dieſer Erzählung und das jüngſte von acht Kindern — hatte am 29. December des Jahres 1740 zuerſt das Licht

der Welt erblickt. Obſchon man allgemein fand, daß ſie zur ungelegenen Zeit kam und daß Marie Jeanne, ihre Mutter, beſſer gethan hätte, auf ihren Lorbeeren auszuruhen, ſo erwarben ihr doch ihr ſchönes Geſicht, ihr ſanftes Weſen und ihr munteres, witziges Geſchwätz die Liebe ihrer Eltern in ſo hohem Grade, daß ſie ſie vielleicht den übrigen Schweſtern vorzogen.

Folgendes ſind die Worte, in welchen ſich die Memoiren welche wir ſo eben erwähnten, über ſie ausſprachen.

„Eine gewiſſe Grimaud, Wittwe eines Gerichtsboten, eine rechtſchaffene in guten Umſtänden lebende Frau bewohnte daſſelbe Haus mit der Familie Lollier und ward Pathe der kleinen Tochter, der ſie ihren Namen Nannette gab.

„So wie das Mädchen heranwuchs, lernte ihre Pathe ſie immer lieber gewinnen und vertrat bei ihr die Stelle einer Lehrerin.

„Sie unterrichtete ſie in Allem, was ſie ſelbſt wußte, das heißt, ſie lehrte ſie leſen, ſchreiben und rechnen. — Nannette ward auf dieſe Weiſe für ihre Zeit und für die Volksklaſſe, der ſie angehörte, ein wahres Wunder von Gelehrſamkeit, ein Brunnen von Kenntniſſen — ein ſeltener Vogel — rara avis. —

„Die Wittwe Grimaud bildete aber auch ihr Herz und beſchäftigte ſich ganz beſonders mit ihrer Stimme, die ſehr ſchön, voll, melodiſch und bewundernswürdig rein war.

„Dieſe muſikaliſche Erziehung ward ſo gut geleitet, daß Nannette erſt zwölf Jahr alt war, als der Pfarrer des Kirchſpiels — welcher der Familie Lollier ſehr gewogen war — das Kind ein Weihnachtslied ſingen ließ, welches ihr allgemeinen Beifall erwarb.

„Die Kirchgänger und beſonders die Kirchgängerinnen des Stadttheils waren ganz außer ſich vor Bewunderung und ſchwuren nur noch bei Nannetten und ihrer ſchönen Stimme.

„Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte Marie Jeanne vor Freuden den Kopf verloren.

„Im nächſtfolgenden Jahre forderte die Priorin des Kloſters der „Töchter Gottes", die ſehr viel von Nannetten hatte ſprechen hören, ſie auf, in der heiligen Woche ſich mit bei den Kirchengeſängen zu betheiligen.

„Nannette ſang in der That ein Stabat und ein O filii et filiae und alles ſo angenehm, daß ſie von dieſem Augenblicke an aufhörte, den andern kleinen Mädchen ihres Alters gleichgerechnet zu werden.

„Dieſe Auszeichnungen, dieſe Lobſprüche, dieſe Schmeicheleien verdrehten der Mutter — und auch ein wenig der Tochter — den Kopf.

„Marie Jeanne — die ſich keinen ſchöneren Stand denken konnte, als den einer Fiſchhändlerin — hätte es gern geſehen, wenn Nannette ſich mit dieſem Geſchäft zu thun gemacht hätte, um ſpäter einmal ihre Stelle einzunehmen; aber als ſie ihre Tochter ſo ſchön, ſo zart und ſo talentvoll ſah, verhinderte ſie eine Art unwillkührlicher Furcht, ihr ihre geheimen Wünſche zu offenbaren.

Nannette ihrerſeits, die ſehr ſchlau war, begriff recht wohl, was ihre Mutter ihr nicht ſagte, empfand aber einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die ſo wenig verlockenden Verrichtungen und Umgebungen des Fiſchhandels und ſchon der Gedanke, daß ſie ihre zarten weißen Finger in die blutigen Kiemen einer Barbe ſtecken ſollte, erfüllte ſie mit Schaudern.

„Mittlerweile verging die Zeit und Nannette, welche die

mütterliche Wohnung nur ſelten verließ, hatte in der Regel weiter nichts zu thun als die ein wenig abgenutzte Wäſche ihres Haushalts in Ordnung und in gutem Stande zu halten.“

Dieſe Mittheilungen, deren Styl wir ein wenig moderniſirt haben, enthalten, wie es ſcheint, Alles, was über die erſten Lebensjahre des jungen Mädchens zu ſagen iſt.

Zu der Zeit, wo die Ereigniſſe unſerer gegenwärtigen Erzählung beginnen, zählte Nanuette, wie wir bereits wiſſen, fünfzehn Jahre.

Treten wir jetzt, wenn es dem Leſer beliebt, in das Hauptzimmer der ſehr beſcheidenen Wohnung der Lolliers.

Dieſes Zimmer, welches durch eine auf die Straße führende Thür und durch ein Fenſter Licht erhielt, diente gleichzeitig als Vorrathskammer, als Speiſezimmer und als Wohnſtube.

Das Mobiliar war mehr als einfach und beſtand aus einem großen viereckigen Tiſch, zwei Truhen, einem halbrunden Schranke und einem Dutzend hölzerner Stühle — alles ſauber, rein und blank, wie in einer holländiſchen Haushaltung.

Ein großer Kamin, unter welchem man bequem aufrecht ſtehen konnte, nahm die Mitte einer der Seitenwände ein.

In dieſem Kamin ſtanden auf drei oder vier Roſten eben ſo viele Keſſel, von welchen der eine — von rieſigem Umfange — beſtimmt war, die Hummern und Krabben zu ſieden, welche feſt und ſchmackhaft unter ihrem ſcharlachnen Küraß, Marie Jeanne in die Halle zum Verkauf trug.

Trotz der außerordentlichen Reinlichkeit, von welcher wir

ſo eben ſprachen, herrſchte doch ein unverkennbarer Seewaſſergeruch in dieſem Zimmer.

Ein großer Strauß von Feldblumen, der in einem Gefäß von weißem, wunderlich bemaltem Porzellan auf einer der beiden Truhen ſtand, war beſtimmt, durch ſeinen Wohlgeruch den Duft der Seefiſche zu dämpfen und ſo zu ſagen, zu übertäuben.

Ganz gewiß war es Nannette, die mit ihren weißen Händen dieſen Strauß gebunden, deſſen bunte Farben mit ſeltener Harmonie zu einander paßten.

Ganz gewiß war es auch ſie, die ihn ſo lebendig erhielt, indem ſie ihn zwei oder dreimal täglich mit friſchem Waſſer begoß.

Nannette liebte die Blumen ſehr.

Vielleicht hätte ſie ſich nicht die Mühe genommen, goldene Armbänder aufzuheben — indeſſen wollen wir doch nicht darauf ſchwören — aber wir können dreiſt dafür ſtehen, daß ſie gern drei bis vier Stunden weit gegangen wäre, um ein Roſenbouquet oder einige jener wohlriechenden Büſchel zu pflücken, welche den ſchönen Schmuck der Lilie bilden.

Das junge Mädchen betrachtete die Blumen faſt wie belebte Weſen.

Sie ſprach mit ihnen — ſie hörte ihre geheimnißvollen Antworten — ſie berauſchte ſich in ihren duftenden Ausdünſtungen.

Eines Tages hatte ihr eine Nachbarin — ſie war Blumenhändlerin auf dem Quai, welcher an den Juſtizpalaſt ſtößt — einen kleinen Roſenſtock zum Geſchenk gemacht. — Es war ein trauriges Geſchenk, denn der Stock war kränklich und gab wenig Hoffnung.

Nannette, die über dieſes Geſchenk vor Freuden außer ſich

war, gab ſich ſo viel Mühe damit, daß der Roſenſtock in kurzer Zeit zu Kräften kam.

Seine gelben und entfärbten Blätter hatten ihre ſchöne grüne Farbe wiedergewonnen und der biegſame Stengel richtete ſich empor.

Der Roſenſtock lebte!

Im nächſtfolgenden Frühling kam eine Knospe zum Vorſchein — dann zwei — dann zehn.

Auf die Knospen folgten die Roſen.

Dies war für Nannetten ein wahrer Rauſch — ein Delirium, von welchem wir keinen Begriff zu geben vermögen.

Marie Jeanne war in ihrer mütterlichen Zärtlichkeit faſt eiferſüchtig auf dieſen Roſenſtock und behauptete, Nannette liebe ſie weniger, ſeitdem ſie ihr Herz dem Roſenſtock geſchenkt.

Es vergingen einige Monate — der Herbſt kam. Die Roſen wurden welk und fielen eine nach der andern entblättert herab.

Nannette tröſtete ſich, indem ſie ſich ſagte, daß im nächſten Frühling wieder Knospen und Roſen zum Vorſchein kommen würden.

Ach, es ſollte anders werden.

Ein unbekanntes Uebel trat immer entſchiedener hervor.

Der Roſenſtock ward von einer jener unheilbaren Abzehrungen ergriffen, von welchen ſchwächliche Pflanzen, die in den Boden eines für ihre Wurzeln zu engen Gefäßes eingekerkert ſind, oft befallen werden.

Und überdies fehlten ihm auch ohne Zweifel Luft und Licht.

Nannette verſuchte viele Tage lang gegen das Uebel anzukämpfen.

Endlich aber trat die traurige Wahrheit zu Tage — der Strauch hatte aufgehört zu leben.

Als Nannette auch den letzten Schatten von Zweifel und Hoffnung aufgeben mußte, sah man sie bleich werden und wanken; einige Thränen rieselten ihr bekümmertes Antlitz herab, dann sank sie ohnmächtig nieder.

Als sie wieder zu sich kam, ward sie von einem hitzigen Fieber geschüttelt — Nannette war sehr krank und über eine Woche lang glaubte man, sie würde mit ihrem Rosenstocke sterben.

Als sie wieder hergestellt war, und noch lange nachher, sprach man in ihrer Gegenwart niemals von dem armen kleinen Rosenstocke, den sie so sehr geliebt, denn ihr Herz würde dadurch auf's Neue verwundet worden sein und ihre Augen sich mit Thränen gefüllt haben.

So liebte Nannette Lollier die Blumen.

Achtes Kapitel.

Nannette und Rosette. — Die Verlobten.

Seit dem Beginne dieses Buches haben wir so zu sagen, den Augen unserer Leser nur sehr häßliche Gestalten vorgeführt.

La Bricole — Don Gusman de Tulipano — Gerstenkorn, sind Muster physischer und moralischer Häßlichkeit.

Es ist daher, wie uns scheint, die höchste Zeit, die Blicke ein wenig ausruhen zu lassen, indem wir anmuthigere Gesichter zeichnen und weniger widerwärtige Gemälde liefern.

Dies wollen wir jetzt versuchen zu thun.

In dem vorigen Kapitel haben wir flüchtig das Hauptzimmer der Wohnung der Familie Lollier beſchrieben.

Dies iſt der Rahmen.

Bringen wir nun die Perſonen hinein.

Dieſe Perſonen waren drei an der Zahl — zwei junge Mädchen und ein junger Mann.

Das eine der beiden Mädchen war groß, ſchön, blond und friſch, mit rothen ſchelmiſchen Lippen, großen blauen Augen unter einer Doppelreihe langer Wimpern.

Dieſes junge Mädchen, welches das reizende Negligée von gedrucktem Kattun der Pariſer Griſetten der damaligen Zeit trug, ſchien die lebendige Verkörperung der Heiterkeit und frohen Laune zu ſein.

Sie lachte unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit.

Man hätte meinen ſollen, es läge eine fortwährende Koketterie in dieſem unauslöſchlichen Gelächter, welches den feuchten Schmelz ihrer kleinen weißen Zähne ſehen ließ und ihr Kinn und die Winkel ihres Mundes mit ſchelmiſchen Grübchen ſchmückte.

Aber wir können verſichern, daß hierbei keine Koketterie im Spiele war. Roſette — ſo hieß das junge Mädchen — würde eben ſo viel gelacht haben, auch wenn das Lachen ſie weniger hübſch gemacht hätte. Sie ſaß auf einem hölzernen Stuhl, deſſen Lehne an den viereckigen Tiſch ſtieß, der in der Mitte des Zimmers ſtand.

Ihre roſigen, halb durch kleine kurze Handſchuh von weißem Zwirn verborgene, Hände ſpielten nachläſſig mit einigen Blumen, die ſie ohne Zweifel dem Strauße geraubt, von welchem wir geſprochen haben. Sie entblätterte dieſe Blumen und lachte dennoch.

Ihr gegenüber und ganz nahe ſtand ein großer, ſchöner,

junger Mann, der die glänzende Uniform eines Sergeanten der franzöſiſchen Garde trug.

Wundervoll ſaß dieſe Uniform ſeinem hohen, ſchlanken Wuchſe — ſeinen breiten und doch gut gerundeten Schultern — ſeinem ausdrucksvollen Geſicht, deſſen Regelmäßigkeit dem Ausdrucke keinen Eintrag that.

Man erräth, daß dieſer ſchöne junge Mann Niemand anders war als Euſtache Lollier, der älteſte Sohn von Marie Jeanne.

„O, Roſette," murmelte er, „reizendes und boshaftes Mädchen, warum quälſt Du mich ſo?"

„Seht den Lügner an," unterbrach ihn Roſette mit einem neuen Ausbruch des Gelächters, „wie kann er ſagen, ich ſei boshaft, wenn er ſelbſt kein Wort davon glaubt. Ich ſoll Dich quälen — ich? — und wie denn?"

„Du weißt es wohl."

„Nein doch."

„Warum aber, wenn ich Dich ſo beſtändig bitte, weigerſt Du Dich, zu geſtehen, daß Du mich liebſt?"

„Zweifelſt Du daran?" fragte Roſette ſpöttiſch.

„Nein — aber —"

„Wohlan! Da Du behaupteſt, es zu wiſſen, warum verlangſt Du dann, daß ich es Dir ſage?"

„Man hört es ſo gern."

„Iſt es denn gegenwärtig Mode, daß anſtändige Mädchen mit Gardiſten von Liebe ſprechen?" rief Roſette, indem ſie immer ſtärker lachte.

„Ja wohl, ganz gewiß, wenn der Gardiſt und das ſchöne Mädchen in acht Tagen ſich mit einander verheirathen ſollen."

„Wohlan, warten wir, bis die Heirath zu Stande gekommen iſt — und dann —"

„Nun, dann?“

„Dann werden wir ſehen — vielleicht werde ich Dir dann ſagen, was ich Dir nicht vorher ſagen will. Beklage Dich darüber nicht, mein armer Euſtache,“ ſetzte Roſette mit neuem Gelächter hinzu, „es giebt in Paris ſo viele Ehemänner, denen gerade das Gegentheil paſſirt und denen man vorher etwas ſagt, was man ihnen ſpäter nicht mehr ſagt.“

Es lag in dieſen Worten ein verblümtes Geſtändniß, welches dem jungen Manne nicht entging.

„Du biſt ein Engel, Roſette!“ rief er mit Entzücken.

„Alſo bin ich nicht mehr boshaft!“

„O nein, Du biſt ein Engel und ich bete Dich an.“

Und der Gardiſt bemächtigte ſich einer Hand, welche ihm das junge Mädchen nicht mit allzu großem Widerſtreben überließ und bedeckte ſie mit einem halben Dutzend tüchtiger honorer Küſſe.

Und was machte Roſette mittlerweile?

Sie lachte.

Unterdeſſen ſchien ein anderes junges Mädchen, welches ganz nahe an dem Fenſter ſaß, das durch ſeine kleinen grünlichen in Blei gefaßten Scheiben nur ein ziemlich zweifelhaftes Licht hereinfallen ließ, ſich gänzlich in die Näharbeit zu verſenken, die ſie im Begriff ſtand zu beenden.

Dennoch ſchielte ſie zuweilen neugierig und aufmerkſam nach dem lieblichen Gemälde, deſſen Umriſſe wir ſo eben gezeichnet.

Dieſes junge Mädchen war Nannette Lollier.

Niemals hatte eine ſtrahlende Schönheit mehr verdient, Aller Blicke auf ſich zu ziehen und Aller Herzen in ſchnellere Bewegung zu ſetzen.

Niemals würde es dem Meiſel des Bildhauers und dem

Pinſel des Malers, wenn ſie ſich zur Hervorbringung eines Meiſterwerks vereinigt hätten, gelungen ſein, ein ſo vollkommenes, vollſtändig untadelhaftes Ganze zu ſchaffen.

Nanette war das Ideal der Vollkommenheit und der Schönheit.

Nicht jener kalten Schönheit — jener klaſſiſchen angenommenen Schönheit, welche man bewundert und welche erkältet — ſondern der ächt weiblichen und pariſer Schönheit in dem Anmuthigſten und Lächelndſten, was ſie hat.

Unter ihrem langen, vollen und wunderbar glänzenden Haar, welches an den Schläfen zurückgeſtrichen war und in der Höhe der kleinen ſchimmernden Ohren zwei unwiderſtehliche ſogenannte Herzensangeln bildete, ſah man eine reine Stirn von untadelhafter Weiße.

Das ein wenig längliche Profil des Geſichtes ſchadete durchaus nicht der Runde der Wangen, die mit jenem zartem Flaum bedeckt waren, welcher den Reiz der reifen Pfirſiche ausmacht.

Ihre großen, ſchwarzen, ſanften, träumeriſchen und zugleich lebhaften Augen waren ausdrucksvoll wie das Wort und ſchleuderten zuweilen Funken eines heimlichen Feuers.

Der Mund — jener kleine Mund der Frauen Watteau's, deſſen Zeichnung heutzutage nicht mehr vorhanden iſt — ſchien — trotz der aufrichtigen Keuſchheit ſeiner Linien — um uns eines der Sprache der damaligen Zeit entlehnten Ausdrucks zu bedienen — der Bogen des kleinen Gottes Cupido zu ſein.

Dieſer ideale Kopf war mit den Schultern durch einen ſo reinen und vollkommenen Hals verbunden, wie ſpäter der der ſchönen und unglücklichen Prinzeſſin von Lamballe ſein ſollte.

Der geſchmeidige, ſchlanke Wuchs, welcher an den einer

Spanierin erinnerte, war vielleicht ein wenig ſchwächlich, aber die Büſte verſprach bald jene runden, wollüſtigen Formen zu bieten, welche der erſten Jugend fehlen und deren Mangel bei einem Alter von fünfzehn Jahren ein Reiz mehr iſt.

Die Herzoginnen — und wir ſagen die auf ihren ariſtokratiſchen Fuß und auf ihre patriziſche Hand ſtolzeſten — würden Nannette Lollier um ihren Fuß und ihre Hand beneidet haben.

Vielleicht nicht eine einzige Frau in ganz Paris hätte die kleinen ſeidenen Handſchuhe anzuziehen vermocht, die ſie ſich ſelbſt ſtrickte, eben ſo wenig wie ihre Schuhe, neben welchen Aſchenbrödels Pantoffel groß und plump erſchienen wäre.

Wohlan! Alles, was wir ſo eben geſagt haben, hat nur dazu gedient, uns ſelbſt die Ohnmacht zu beweiſen, in welcher wir uns befinden, von Nannetten ein wirklich ähnliches Portrait zu entwerfen.

Wir bedürften der Crayons eines Latour oder des Pinſels eines Boucher, um dieſe ideale Geſtalt auf würdige Weiſe den Sinnen darzuſtellen.

Glücklicher, als Nannette Lollier, hatte Genevieve Galliot einen Maler gefunden und welch ein Maler war der unſterbliche Greuze! Die arme Nannette aber iſt ganz todt und in unſerer Macht ſteht es nicht, ſie wieder ins Leben zurückzurufen.

Plötzlich und in dem Augenblick, wo Euſtache Lollier auf ſo ungeſtüme Weiſe die Hand ſeiner lachenden Braut geküßt, warf Nannette ihre Arbeit — ein ſchönes, noch beinahe neues Kleid ihrer Mutter, welches ſie erſt ſeit zwei Jahren getragen, von ſich, ſtand auf und näherte ſich mit leichtem Tritt den beiden jungen Leuten.

Wir ſind außer Stand zu ſagen, wie viel neue Grazien ihr Gang entwickelte.

Sie war es, für welche hundert Jahre ſpäter jener reizende Vers eines großen Dichters geſchrieben zu ſein ſchien:

„Selbſt wenn der Vogel geht, merkt man an ihm die Flügel.“

„Lieber Bruder — gute Freundin,“ ſagte Nannette, „wie kindiſch Ihr doch alle beide ſeid. Ihr zankt Euch faſt fortwährend um Euch dann wieder auszuſöhnen — wäre es nicht viel beſſer, wenn Ihr Euch ganz einfach liebtet? Du, mein armer Euſtache, glaubſt immer, Roſette liebe Dich nicht genug, und Du haſt Unrecht, denn ſie betet Dich an, dafür ſtehe ich. Du, Roſette, lachſt oft, wenn mein Bruder mit Dir von Liebe ſpricht und das iſt nicht recht, denn Dein Herzchen gehört im Grunde doch nur ihm —“

„O, das möchte ich nicht behaupten!“ ſagte die ſchöne Blondine.

„Ja wohl, nur ihm,“ entgegnete Nannette, indem ſie dieſe Worte mit ſchalkhaftem Nachdruck wiederholte. „Du ſagſt mir das ja unaufhörlich, wenn wir zwei mit einander allein ſind“

„O Verrath!“ rief Roſette lachend.

„O Glück!“ rief der Gardiſt.

„Nun ſo verſtändigt Euch möglichſt raſch,“ fuhr Nannette fort, „und da zwiſchen Euch und unſern Familien alles vereinbart iſt, ſo beſtimmt ohne länger zu zögern, an welchem Orte wir auf Eurer Hochzeit tanzen ſollen.

Neuntes Kapitel.

Der Mann denkt und das Weib lenkt.

Nannettens letzter Vorschlag stieß auf keinen Widerstand.

Die schöne Blondine liebte, wie Nannette verrätherischerweise behauptet hatte, den Gardisten in der That über Alles.

Sie lachte über seine Liebeserklärungen, weil sie über Alles lachte. Sie ärgerte ihn gern, weil sie von ironischem Charakter war, aber ihr Herz schlug schneller, als sie sich sagte, daß sie binnen einigen Tagen ihm wirklich angehören würde.

„Ja wohl!“ rief Eustache, „verabreden wir die ganze Sache. Diese Hochzeit — diese schöne Hochzeit — wo werden wir sie feiern?“

„Zuvor muß ich bemerken,“ sagte Nannette, „daß ich bei dieser Berathung ebenfalls eine Stimme beanspruche.“

„Parbleu!“ entgegnete Eustache, „das versteht sich von selbst.“

„Ja wohl, Schwesterchen,“ sagte die Verlobte des Gardisten ihrerseits, „gieb uns Deinen Rath. Was Du willst, das will ich auch.“

„Vor allen Dingen,“ hob der junge Mann wieder an, „müssen wir einen Ort haben, wo es nicht an Platz mangelt. Bedenkt, daß wir wenigstens fünfzig bis sechzig Personen sein werden —“

„So viel?“ rief Nannette.

„Ich glaube wohl. Zähle doch ein wenig. Unſere beiden Familien und die Freunde unſerer Familien — und Gott ſei Dank, wir haben deren einige und zwar gute — dann alle meine Freunde, die Sergeanten von der Garde — in großer Uniform — und Muſik — ich bekomme die Pfeifer und die Tambours — mein Lieutnant hat es mir verſprochen.“

„In der That!“ rief Roſette, indem ſie laut auflachte und in die kleinen Hände klatſchte, „das wird ja charmant!“

„Blos charmant, liebe Roſette? Sage lieber großartig. Ah, man ſoll noch lange von der Hochzeit ſprechen, die Euſtache Lollier und Roſette Pierrefitte, das ſchönſte Mädchen des Quartiers Saint-Martin mit einander machen.“

„Nach Nannetten!“ rief die Lacherin, indem ſie ihre künftige Schwägerin umarmte.

„O,“ antwortete Nannette, „die Schweſtern zählen nicht — wenigſtens nicht für die Brüder. Und übrigens biſt Du auch hübſcher als ich, Roſette.“

„Nein, gewiß nicht —“

„Ich verſichere Dir, daß wenn —“

„Und ich ſchwöre Dir, daß —“

Nun war die Reihe des Lachens an Euſtache.

Er machte dem Streite kurzweg ein Ende, indem er ſagte:

„Ihr habt alle Beide Recht, denn Ihr ſeid eine ſo ſchön als die andere.

Roſette belohnte ihren Bräutigam durch ein Lächeln.

Dann fragte ſie:

„Wohlan, was beſchließen wir?“

„Ich ſchlage die Porcherons vor,“ ſagte Euſtache.

Nannette verzog ſchmollend den Mund.

„Ach, die Porcherons —“ ſagte ſie.

„Gefällt Dir dieſer öffentliche Ort nicht, liebe Schweſter?“

„Offen geſtanden, nein.“

„Aber warum nicht?“

„Es iſt ein häßlicher Ort, dieſe Porcherons,“ antwortete Nannette. „Man behauptet, es kämen dort verkleidete vornehme Herren hin. Ich glaube, wir würden dort nicht ungeſtört ſein. Uebrigens iſt es dort auch nicht ländlich genug. Man ſieht nicht eine einzige Blume. —“

„Reden wir nicht mehr davon,“ ſagte Euſtache in heiterem Tone.

„Mit Verluſt zurückgeſchlagen!“ rief Roſette lachend.

„Boshafte!“ entgegnete Euſtache, „ich bin allerdings geſchlagen, aber Du wirſt die Kriegskoſten bezahlen.“

„Wie ſo denn?“

„Du ſollſt es ſogleich ſehen.“

Und während er dies ſagte, küßte er ſie.

Roſette erröthete bis in ihre ſo weiße Stirn hinauf, dann fing ſie an zu lachen und ſagte:

„Um ſo ſchlimmer im Grunde genommen für Dich. Du beſtiehlſt Dich ſelbſt.“

„Ach was da! Ich werde mich ſpäter ſchon wieder bezahlt machen.“

„Wohlan,“ ſagte Nannette, „ſchlagen wir etwas Anderes vor.“

„Was ſagt Ihr zu Près-Saint-Gervais?“

„Dort iſt es ſchon etwas beſſer,“ entgegnete Nannette.

„Alſo ganz gut doch noch nicht?“

„Nein — ich glaube, man könnte noch etwas Beſſeres finden.“

„Ich wette Schweſter, daß Du eine Idee haſt.“

„Das iſt möglich.“

„Nun ſo theile ſie uns doch mit," rief Roſette, „ich wette, daß ſie ganz vortrefflich iſt."

„Wohlan, da Ihr es einmal haben wollt, ſo geſtehe ich, daß ich an die Wellenmühle dachte."

„Ja, ja, ja!" riefen gleichzeitig die beiden jungen Leute, „Nannette hat Recht! Angenommen! angenommen! Es lebe die Wellenmühle."

Und der Gardiſt begann mit Stentorſtimme jenes alte Lied zu ſingen, welches nicht viel ſchlechter iſt als gewiſſe Couplets unſerer modernen Vaudevilles.

„Hin, hin, zur Wellenmühle
Zieh'n die Verliebten gern,
Vom wilden Stadtgewühle
Koſt ſich's da ſtill und fern.

„Dort freut man ſich im Glanze
Der herrlichen Natur,
Dreht ſich im frohen Tanze
Und folgt der Freude Spur.

„Wohl auf der ganzen Erde
Giebt's keinen zweiten Ort,
Wo man ſo fröhlich leerte
Den Wonnekelch wie dort.

„Mit innigem Gefühle
Denkt man dahin zurück —
Drum hoch die Wellenmühle!
Sie krönt der Liebe Glück!"

Als Euſtache geendet hatte, faßten ſich die beiden Mädchen an der Hand und tanzten luſtig um den Tiſch herum, indem ſie wiederholten:

„Mit innigem Gefühle
Denkt man dahin zurück —
Drum hoch die Wellenmühle!
Sie krönt der Liebe Glück!“

Nannette und Roſette hatten ihre Runde noch nicht beendet, als Marie Jeanne einen großen geflochtenen Korb, in welchem ſich ein halbes Dutzend kleinere befanden, auf dem Kopfe tragend, unter der Thür erſchien und in gutmüthigem luſtigen Tone ausrief:

„Immer vorwärts, mein Kätzchen; ſo iſt's recht! Ich ſehe, daß man hier nicht den Kopf hängt. Geniert Euch meinetwegen nicht, Kinderchen! Wenn Ihr Luſt habt, ſo tanzt, ſpringt und thut, was Ihr wollt. Wenn meine Beine nicht ſchon zu alt wären, ich glaube meiner Treu, ich tanzte auch mit.“

Marie Jeanne war eine große, ſtarke Frau nach Art der damaligen Fiſchhändlerinnen in grelle Farben gekleidet, mit einem Tuch, von rothem Kattun auf maleriſche Weiſe um ihre ergrauenden Haare gebunden.

Ihr hoher Wuchs war noch gerade, ihre Züge regelmäßig, obſchon von den zahlreichen Strapazen ihres Lebens angegriffen — und man ſah, daß ſie vor ungefähr zwanzig Jahren noch ſehr ſchön geweſen ſein mußte.

Nur zeigte ihre äußere Erſcheinung keine Spur von jener außerordentlichen Zartheit, die ihre jüngſte Tochter ſo bewunderungswürdig machte.

Nannette und Roſette halfen ihr ſich ihres Korbes entledigen, die mit unverkauften Fiſchen gefüllten kleineren Körbe wurden in einen Winkel geſtellt und dann umarmten die beiden Mädchen eine nach der andern die alte Fiſchhändlerin.

„Ah, Roſette, meine kleine Roſette," ſagte Marie Jeanne, „Du kommſt mir heute beſonders hübſch vor. Auf meine Ehre, Du biſt friſcher als ein Lachs, der noch zappelt. Er hat wirklich Glück, dieſer garſtige Euſtache."

„Mehr als ich verdiene, nicht wahr, Mutter?" fragte der Gardiſt lächelnd.

„O das ſage ich nicht," antwortete Marie Jeanne, „Du biſt ein braver Junge, daß kann man mit Wahrheit ſagen. Aber trotzdem iſt es auch wahr, daß Du Glück haſt."

„Und er weiß es auch wohl," ſagte Nannette.

Während dieſes Geſprächs zeigte die blonde Roſette in einem abermaligen Anfall von Lachluſt ihre zwei und dreißig weißen Zähne.

„Nein," fragte Marie Jeanne, „wann iſt denn Hochzeit? Habt Ihr es beſtimmt, Kinder?"

„Wenigſtens haben wir den Ort gewählt, wo wir ſie feiern werden," antwortete der Gardiſt.

„Und das iſt —?"

„Die Wellenmühle."

„Ei ſeht doch! Damit bin ich ganz einverſtanden! Es iſt ein lieber luſtiger Ort, die Wellenmühle. Ich werde für den Schmaus zwei Steinbutten, vier Barben und ein Dutzend Hummer beiſeite ſetzen, wie ſeine Majeſtät, unſer Monarch, an großen Galatagen ſie nicht auf ſeiner Tafel hat!"

Einige Minuten lang dauerte die Converſation in dieſem fröhlichen Tone fort.

Es währte nicht lange, ſo kamen die meiſten der Mitglieder, aus welchen die Familie Lollier beſtand, nach und nach in ihre Wohnung zurück.

Zuerſt kam der Vater — Andreas Lollier, der an dieſem Tage ſeine Arbeit in der Halle ziemlich frühzeitig beendet hatte.

Dann kamen zwei oder drei Töchter, die in der Nachbarschaft als Nähterinnen oder Wäscherinnen beschäftigt gewesen.

Marcel Lollier, der jüngste Sohn, welcher unmittelbar vor Nannetten zur Welt gekommen, fand sich endlich ebenfalls ein.

Marcel war sechzehn Jahr und einige Monate alt.

Er hatte so viel Aehnlichkeit mit seiner jüngsten Schwester — die Züge seines bartlosen Gesichts waren so fein und zart — seine Wangen zeigten einen so weichen, jungfräulichen Flaum, daß man ihn, wenn er sich zum Scherze in Frauenkleider gesteckt hätte, ganz gewiß für Nannetten selbst gehalten haben würde.

Marcel wollte Buchdrucker werden. Freilich hatte er nicht viel Hoffnung, jemals so viel Mittel zusammenzubringen, als nöthig waren, um eine Concession zum Buchdruck oder Buchhandel kaufen zu können.

In Folge der einflußreichen Protection des Koches des Herrn Panckoucke — eines der besten Kunden von Marie Jeanne — hatte Marcel eine Lehrlingsstelle in den großen Offizinen des berühmten Herausgebers der Encyclopädie erhalten, der, wie man weiß, ein großes Haus führte und Diderot, d'Alembert, Helvetius, den Baron Holbach und fast alle übrigen literarischen Berühmtheiten der damaligen Zeit fast täglich an seiner Tafel vereinte.

Marcel war außerordentlich stolz darauf, ebenfalls mit zur Errichtung dieses Monuments beitragen zu können, welches die Literatur und Philosophie des achtzehten Jahrhunderts in ihrem Uebermuth wie einen neuen babylonischen Thurm erbaueten.

Zehntes Kapitel.

Das Familienmahl.

Die verſammelte Familie vernahm — eben ſo wie Marie Jeanne gethan — mit einſtimmigen Beifall die von den Brautleuten getroffene Wahl. Die Wellenmühle vereinte alle Sympathien.

Der gegenwärtige Tag war ein Sonnabend.

Man beſchloß, daß die Hochzeit den nächſtfolgenden Sonnabend gefeiert werden ſollte.

Mittlerweile hatte Marie Jeanne ein an mehrern Stellen abgenutztes, aber blendendweißes Tiſchtuch über den viereckigen Tiſch gebreitet.

„Nachdem dies geſchehen, beſchäftigte ſie ſich eifrig mit den Anſtalten zur Mahlzeit.

„Nun, meine ſchöne kleine Roſette," ſagte ſie hierauf zu der Braut ihres Sohnes, „Du wirſt doch hoffentlich zum Eſſen bei uns bleiben. Ich ſage Dir im Voraus, daß ich Dir Deinen Platz neben Euſtache anweiſen werde, was Dir, glaube ich, gerade nicht mißfallen wird."

„Ich würde gern dableiben," antwortete Roſette lachend, „allerdings nicht um neben Euſtache zu ſitzen, ſondern vielmehr, um noch länger bei Euch und meiner guten Nannette bleiben zu können, unglücklicherweiſe aber kann dies nicht geſchehen."

„Wie? Warum denn nicht?“

„Weil meine Mutter mich erwartet — ſie hat mir wohl erlaubt, einen Augenblick zu Euch zu gehen, aber mir auch eingeſchärft, nicht zu lange zu bleiben.“

„In dieſem Falle,“ entgegnete Marie Jeanne, „beſtehe ich nicht auf meinem Verlangen. Fern ſei es mir, die Kinder von dem Gehorſam gegen ihre Eltern abwendig zu machen, denn wenn Jemand, möchte er ſein wer und was er wollte, ſo etwas mit den meinigen thäte, ha! es ſollte ihm nicht gut bekommen! Na, ſo komm den her, damit ich Dir einen Kuß gebe, meine kleine Roſette und dann trolle Dich.“

„Ich werde Euch auch verlaſſen, Mutter,“ ſagte hierauf der Gardeſergeant.

„Wie! haſt Du vielleicht Queckſilber in den Adern wie Roſette, mein Junge?“

„Nein, Mutter, mein Lieutenant hat mir aber empfohlen, zeitig wieder in die Kaſerne zu kommen und Ihr begreift, daß ich, da ich für die ganze nächſte Woche Urlaub haben will, mich wohl in Acht nehmen muß, meine Vorgeſetzten vor den Kopf zu ſtoßen.“

„Du haſt Recht, mein Junge, Du haſt Recht — Gehorſam und Subordination vor Allem.“

„Und,“ fuhr Euſtache fort, „da mich mein Weg gerade vor dem Hauſe der Madame Pierrefitte vorbeiführt, ſo werde ich gleich mit Mademoiſelle Roſette fortgehen, wenn ſie nämlich die Güte hat, es mir zu erlauben, und ſie bis an ihre Thür begleiten.“

Roſette, Nannette, Marie Jeanne und alle übrigen Zeugen dieſes kleinen Auftritts fingen an zu lachen.

„Ha! ha! ha!“ rief die Fiſchhändlerin, „das hätteſt Du gleich ſagen können! Nun verſtehe ich die Kaſernenordnung!

Du willſt blos ein Stückchen mit Deiner guten Freundin gehen — ſeht mir doch einer den garſtigen Jungen! Wohlan, meine Kinder, geht nur mit einander — ich füge mich.“

„Aber,“ ſagte Roſette, indem ſie nur halb und mit einem ganz allerliebſten Anflug von Sprödigkeit lachte, „ich weiß wirklich nicht, ob ich in das willigen darf, was Monſieur Euſtache mir vorſchlägt.“

„Und warum denn nicht, meine Kleine?“ fragte Marie Jeanne.

„Ja — was werden die Nachbarn ſagen?“

„Die können ſagen, was ſie wollen. Wollt Ihr Euch nicht in acht Tagen heirathen?“

„Aber —“ hob Roſette abermals an.

„Hier kann von keinem Aber oder Wenn die Rede ſein,“ unterbrach ſie die Fiſchhändlerin ungeſtüm. „Wenn man ein gutes Gewiſſen hat, ſo braucht man ſich an das Gerede der Leute nicht zu kehren und wenn Marie Jeanne Lollier erklärt hat, daß etwas recht iſt, ſo kommt es Niemandem zu, dem zu widerſprechen.“

Als die Fiſchhändlerin damit fertig war und ſtolz die Fauſt auf die Hüfte ſtemmte, machte ihr die ſchöne Blondine eine kokette Verbeugung und ſagte:

„Gute Mama, erzürnt Euch nicht. Ich werde mit Monſieur Euſtache gehen, aber ich thue es hauptſächlich Euch zu Liebe.“ —

„Gut, gut, ich will es glauben,“ rief die Fiſchhändlerin. „Seid ohne Furcht, meine Kinder. Ihr werdet ein hübſches Paar machen. Man zeige mir einen ſchöneren Mann in ganz Paris und ich gehe ſofort nach Rom, um es dort zu verkünden.“

Roſette umarmte Nannetten und Marie Jeanne eben ſo wie deren Tochter und auch Marcel. Dann entfernte ſie ſich mit Euſtache und war im Grunde ſehr ſtolz, ſich auf den Arm des ſchönſten Sergeanten der Garde ſtützen zu können.

Mutter Lollier begleitete ſie bis an die Schwelle, um ihnen nachzuſehen und ſie deſto länger zu bewundern.

Sie bemerkte dabei nicht einen langen hagern Mann, der auf der andern Seite der Straße in der Brüſtung einer Hausthür ſtand und die Wohnung der Lolliers mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien.

„Ach, dieſe Mädchen," ſagte Marie Jeanne, indem ſie nachdem ſie die Thür geſchloſſen in das gemeinſame Wohnzimmer zurücktrat. „So ſind ſie alle. Man ſehe doch dieſe Roſette — ein braves, herrliches Kind, meiner Treu — ſie brannte vor Luſt, mit ihrem Liebhaber fortzugehen und that nichtsdeſtoweniger als wenn ihr eben nichts daran läge. Und wenn ich bedenke, daß ich es ſonſt eben ſo gemacht habe — zur Zeit meiner Liebſchaft mit dieſem meinem Manne hier! He, Andreas, erinnerſt Du Dich noch — acht Tage vor der Hochzeit? —"

„Ah, ich glaube wohl, daß ich mich deſſen erinnere!" antwortete Marie Jeanne's Gatte galant. „Roſette mag hübſch und wacker ſein, aber Dir hätte ſie zu jener Zeit noch lange nicht das Waſſer gereicht."

Erfreut über dieſes ehrliche Kompliment, welches ſie an die entblätterten Roſen eines entſchwundenen Honigmonats erinnerte, brüſtete Marie Jeanne ſich nicht wenig.

Sie zupfte vor einem alten Spiegel die Zipfel eines rothen Tuches, welches ihr als Haube diente zurecht, warf auf die ziemlich entſchwundenenen Spuren ihrer Schönheit einen Blick der Trauer und Wehmuth und ſagte dann:

„Wohlan, zu Tiſche, meine Kinder — zu Tiſche — wir haben alle tüchtig gearbeitet und das Eſſen wird uns ſchmecken.“

Die Familie Vollier war ſeit einigen Minuten mit der wichtigen und angenehmen Verrichtung des Eſſens beſchäftigt, als ein beſcheidenes Klopfen an der Straßenthür allgemeine Aufmerkſamkeit erweckte.

„Herein!“ rief Marie Jeanne, ohne ſich weiter ſtören zu laſſen.

Die Thür öffnete ſich und eine unſern Leſern ſehr wohlbekannte Perſon trat ein und nöthigte ihr langes Rückgrat zu einer höflichen Verbeugung.

Dieſe Perſon war La Bricole.

Unter ſeinem linken Arm hielt er ſeinen alten durchlöcherten Hut. „Kitzler“, der ihn eben ſo wenig verließ, als ſein Schatten, hob den einen Schoos ſeines treſſenloſen Rockes empor.

Die Stellung, die er beim Eintreten angenommen, geſtattete von ſeinem Geſicht weiter nichts zu ſehen, als ſeine ungeheure, glänzende Naſe und ſeinen langen in die Höhe geſtrichenen Schnurrbart.

Trotz der wohlwollenden Miene, welche La Bricole ſeinen Zügen zu geben ſich bemühte, behielt ſeine ganze Perſon nichtsdeſtoweniger ihr gleichzeitig groteskes und unheimliches Gepräge.

„Mein Himmel!“ ſagte Marie Jeanne bei ſich ſelbſt, „mein Himmel! Dieſer Menſch ſieht mir eben nicht ſonderlich aus.“

Ein unwillkührlicher Schrecken bemächtigte ſich Nannettens, welche raſch das Geſicht abwendete.

Mittlerweile und trotz der übeln Meinung, welche Marie Jeanne ſich nicht enthalten konnte gegen dieſen unerwarteten Gaſt zu faſſen, verließ ſie doch ihren Platz und fragte in höflichem Tone:

„Womit können wir Ihnen dienen, mein Herr?“

„Wenn ich nicht irre,“ entgegnete La Bricole nach einer zweiten und ſogar dritten Verbeugung, „wenn ich nicht irre, ſo befinde ich mich gegenwärtig in der Wohnung der ehrenwerthen Familie Lollier?“

„So heißen wir allerdings.“

„Und ohne Zweifel iſt es die ſchätzenswerthe Madame Lollier, mit welcher ich die Ehre habe zu ſprechen,“ hob La Bricole wieder an.

„Die bin ich.“

„Fiſchhändlerin en gros?“

„Wie Sie ſagen.“

„Und Mutter des Sergeanten Lollier, des ſchönſten Mannes und beſten Soldaten unter der franzöſiſchen Garde?“

Dieſe Lobrede auf ihren Euſtache machte Marie Jeanne geneigt, den Beſucher mit günſtigerm Auge zu betrachten.

„Ja, mein Herr,“ ſagte ſie, der Sergeant Lollier iſt allerdings mein Sohn, aber noch einmal erlaube ich mir zu fragen: Womit können wir Ihnen dienen?“

La Bricole ließ während er ſprach und die Antworten der Fiſchhändlerin vernahm, jenen den Spionen eigenen forſchenden Blick um den Tiſch herumſchweifen. Er hatte Nannetten erkannt, oder vielmehr an ihrer ſtrahlenden Schönheit errathen.

Nach Verlauf eines Augenblicks antwortete er:

„Ich wünſche, Madame, mit Ihrem älteſten Sohne zu

ſprechen. Ich habe einen Auftrag von einiger Wichtigkeit an ihn auszurichten.“

„Iſt dieſer Auftrag ſehr eilig?“

„Ja, Madame.“

„In dieſem Falle thut es mir leid.“

„Warum?“

„Weil Sie, wenn Sie fünf Minuten eher gekommen wären, Euſtache hier getroffen hätten.“

„Und jetzt?“

„Jetzt müßten Sie ihm raſch nachlaufen, wenn Sie ihn noch einholen wollten.“

Eilftes Kapitel.

Ein unbekannter Freund.

La Bricole machte eine Geberde, wie um das Gefühl getäuſchter Erwartung auszudrücken...

„Alſo,“ ſagte er nach einem Augenblick, „der Sergeant iſt fort. Wohlan, ich werde ihm nachlaufen, meine Beine ſind gut.“

„Aber dann,“ hob Marie Jeanne wieder an, muß ich Ihnen rathen, dennoch ſchnell zu machen, denn Euſtache rennt wie ein Hirſch. Freilich wäre es möglich, daß er ſich einige Augenblicke an Roſettens Thür aufhielte.“

„Roſettens?“ wiederholte La Bricole in fragendem Tone.

„Ja, ſeiner Braut. Euſtache verheirathet ſich in acht Tagen.“

„Ah so! Ich gratulire! Der Schelm, er hat mir nichts davon gesagt — das ist nicht recht.“

„Sind Sie ein Freund von ihm?“

„Ob ich ein Freund von ihm bin? Das wollte ich meinen, Madame Lollier. Ich bin einer seiner intimsten Freunde. Er kann fast nicht ohne mich leben. Der Lieutenant nennt uns, wenn er auf guter Laune ist, Orestes und Pylades.“

„Nun dann wird er Sie wahrscheinlich zu seiner Hochzeit mit einladen.“

„Darauf rechne ich allerdings. Wenn er es nicht thäte — ich verziehe es ihm in meinem Leben nicht — wahrlich nicht, so wahr ich ein Edelmann bin.“

Und indem La Bricole dies sagte, strich er sich stolz seinen langen Schnurrbart.

„Edelmann!“ rief Marie Jeanne wie geblendet; „Sie sind Edelmann?“

„Chevalier, Madame Lollier, zu dienen.“

„Was für schöne Bekanntschaften doch dieser Eustache hat!“ dachte die Fischhändlerin ganz begeistert.

La Bricole hob wieder an:

„Und wann werden wir diese Hochzeit feiern?“

„Heute über acht Tage, in der Wellenmühle.“

„Das ist ganz charmant. Zwanzig Mal täglich erzählt mir der gute Eustache von seiner Schwester, Mademoiselle Nannette, dem schönsten Mädchen in Paris. Ich hoffe dann die Ehre zu haben, mehr als ein Tänzchen mit ihr zu machen.“

„Antworte doch, Nannette — antworte doch dem Herrn Chevalier,“ rief Marie Jeanne, indem sie ihre Tochter an den Ellbogen stieß.

Nannette antwortete nicht, sondern erröthete bis in das Weiße ihrer Augen hinein.

„Ach," ſagte die Fiſchhändlerin, „junge Mädchen ſind einmal ſchüchtern und kommen gleich in Verlegenheit. Sie iſt aber ſehr dankbar für die Ehre, welche Sie ihr erzeigen, dafür ſtehe ich."

„Jetzt, meine liebe Madame Lollier," fuhr La Bricole fort, „bezeichnen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Weg, welchen Euſtache eingeſchlagen hat, ich habe, was ich Ihnen ſchon geſagt, einen wichtigen Auftrag an ihn auszurichten und es kommt viel darauf an, daß ich ihn einhole."

„Wohlan, wenn Sie von hier fortgehen, ſo wenden Sie ſich links und dann rechts in die Straße Saint Denis. Ganz gewiß werden Sie Euſtache in dieſer Straße treffen, denn er kehrt, nachdem er Roſetten nach Hauſe begleitet, in die Kaſerne zurück."

„Ich eile — genehmigen Sie Madame, eben ſo wie Ihre ganze ehrenwerthe Familie, die Verſicherung meiner größten Verehrung."

La Bricole verneigte ſich von Neuem eben ſo tief, als er bei ſeinem Eintritt gethan; dann drehete er ſich auf dem Abſatz herum. Er öffnete die Scheere ſeiner Beine, drückte ſeinen durchlöcherten Hut auf den Kopf und eilte fort in der Richtung der Straße Saint Denis, während er an dem Griffe ſeines ſogenannten Kitzlers ſpielte.

Sobald er verſchwunden war, nahm Marie Jeanne wieder ihren Platz an dem Tiſche ein und ſprach laut den Gedanken aus, den wir ſie ſchon ganz leiſe haben ausſprechen hören.

„Was doch Euſtache für ſchöne Bekanntſchaften hat! Ein Edelmann! ein Chevalier! Das iſt nichts Kleines!"

„Er iſt aber ſehr häßlich, Euſtache's Freund," ſagte Nannette ſchüchtern.

„Allerdings iſt er nicht ſchön," antwortete die Fiſchhändlerin, „aber er hat ein vornehmes Anſehen, ſo viel iſt gewiß."

„Vornehm! vornehm!" ſagte Andreas Collier, indem er den Kopf emporwarf, „nach meiner Meinung ſieht er eher wie ein Bandit aus, als wie ein Edelmann."

Marie Jeanne ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Weil Du nichts von ſolchen Dingen verſtehſt!" rief ſie; „ich behaupte, daß er ein wahrhaft großer vornehmer Herr iſt."

„Na, daran möchte ich doch auch zweifeln," bemerkte Marcel, der bis jetzt noch nichts geſagt.

„Was, Du zweifelſt auch, Naſeweis?"

„Ja wohl, ganz gewiß."

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich bei Herrn Panckoucke den ganzen Tag Edelleute und vornehme Herren ſahe. Der Marquis von Louvois und der Prinz von Courtenay und ſein Sohn und viele andere ſehen dem Manne, der ſo eben von uns fortging, durchaus nicht ähnlich."

„Und welchen Unterſchied findeſt Du denn zwiſchen ihnen, Gelbſchnabel?"

„Erſtens haben ſie ſchöne ganz vergoldete und betreßte Kleider —"

„Die Treſſe macht nicht den Mann."

„Und ſchöne Degen mit Griffen von Perlemutter oder Gold mit koſtbaren Steinen und Bandſchleifen — ſie tragen keinen Schnurrbart und ihr ganzes Ausſehen iſt ein anderes. Ich denke wie der Vater und finde, daß Euſtache's Freund ſeinem Ausſehen nach ein ziemlich gemeiner Burſche zu ſein ſcheint."

Dieſe letzten Worte des jungen Buchdruckers wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Marie Jeanne gab ſich noch nicht überwunden, da ſie aber ihre Meinung nicht durch weitere Gründe zu unterſtützen wußte, ſo bewendete die Sache hierbei — wenigſtens vor der Hand.

Die Mahlzeit war beendet und die Töchter der Familie brachten die Schüſſeln, Teller, und das übrige Tiſchgeräth wieder in Ordnung als Euſtache, den Niemand erwartete, wieder in das uns bekannte Zimmer trat.

Der Sergeant hatte ganz einfach nur geſagt, er müſſe in die Kaſerne zurück, um Roſetten nach Hauſe begleiten zu können, in der That aber hatte er für dieſen Tag Urlaub bis um zehn Uhr.

„Ah!“ rief Marie Jeanne, „da biſt Du ja wieder!“

„Ja, wie Du ſiehſt, Mutter — ich bin doch willkommen?“

„O immer! Aber wie geht denn das zu?“

Euſtache erzählte, was wir ſo eben bemerkt haben.

„Alſo,“ hob die Fiſchhändlerin wieder an, „Du kommſt jetzt geraden Wegs von dem Hauſe der Mutter Pierrefitte?“

„Geraden Weges.“

„Und biſt Du unterwegs Niemandem begegnet?“

„Wenigſtens Niemandem von meinen Bekannten.“

„Nun dann, ſo nimm die Beine unter die Arme und laufe —“

„Wohin denn?“

„Nach der Kaſerne.“

„Warum nicht gar, es iſt ja jetzt noch nicht ſechs Uhr.“

„Das thut nichts — beeile Dich.“

„Du ſcherzeſt wohl? Warum ſoll ich eilen, wenn mich nichts drängt?“

„Es drängt Dich nichts? Da irrſt Du Dich.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Es erwartet Dich eine Botſchaft in der Kaſerne.“

„Eine Botſchaft?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von Deinem Vorgeſetzten.“

„Wer hat Dir das geſagt?“

„Dein intimer Freund.“

„Welcher Freund?“

„Der Große — der Hagere — der mit dem Schnurrbarte — ſo lang — der Edelmann — der Chevalier.“

Euſtache ſah ſeine Mutter mit verblüfftem Blicke an.

„Na,“ hob die Fiſchhändlerin ungeduldig wieder an, „reiß nur die Augen nicht gar ſo weit auf. Mein Gott, Du wirſt lange wiſſen, von wem ich ſpreche.“

„Nein Mutter ich ſchwöre Dir.“

„Nun, Dein Freund, der Edelmann, Dein intimer Freund. Er kam hierher, um hier ſeinen Auftrag an Dich auszurichten. Er war ſehr höflich gegen uns und durchaus nicht ſtolz. Eben läuft er Dir bis in die Kaſerne nach, wo er Dich erwarten wird.“

Euſtache, der, ſo wie ſeine Mutter, ſich in neue Erklärungen einließ, immer mehr und mehr erſtaunte, ſetzte ſich endlich mitten in das Zimmer auf einen Stuhl und ſchaute ſich mit verlegener Miene um.

„Aha,“ rief der junge Marcel lachend, „Du kennſt wohl Deinen intimen Freund gar nicht?“

„In der That," entgegnete der Sergeant, „ich kann mir gar nicht denken, von wem die Rede iſt."

„Unmöglich!" rief Marie Jeanne; „Dein Lieutenant hat ja ſelbſt geſagt, Ihr wäret mit einander wie Pilatus und noch Jemand, deſſen Namen ich vergeſſen habe."

„Na, Mutter," ſagte Euſtache, „erklären wir uns gegenſeitig, Ich verſichere Dir, daß ich kein Wort von allem verſtehe, was Du mir da ſeit einer Viertelſtunde erzählſt."

„Marie Jeanne hob die Hände gen Himmel empor, wie um zu verſtehen zu geben, daß ihr älteſter Sohn nicht recht bei Sinnen ſein müſſe.

Dann begann ſie ihren Bericht über den Beſuch, welchem wir unſere Leſer haben beiwohnen laſſen und entwarf dann von La Bricole ein ſo ſprechend ähnliches Bild, daß es unmöglich war, dieſe Perſon nicht wieder zu erkennen, ſobald man ihr nur ein einziges Mal in ſeinem Leben begegnet war.

„Wohlan!" fragte ſie, als ſie fertig war, „begreifſt Du nun und weißt Du von wem ich ſpreche?"

Alle Mitglieder der Familie erwarteten ungeduldig die Antwort Euſtache's, welcher Marie Jeanne mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ohne ſie ein einziges Mal zu unterbrechen, angehört hatte.

Dieſe Antwort aber war durchaus nicht die, welche man erwartete.

„Liebe Mutter," fragte Euſtache, „wo verwarſt Du denn Dein Geld."

„Da!" entgegnete die Fiſchhändlerin, indem ſie mit der Hand auf einen der großen an der Wand ſtehenden Schränke deutete, von welchen wir ſchon geſprochen haben.

„Aber was hat das mit dem Manne zu ſchaffen, von welchem wir ſprechen?"

„Sehr viel, liebe Mutter — zähle Deine Thaler durch und ſieh nach, ob Dir nicht ſchon einige davon fehlen.“

„Ach, Du mein Gott!“ rief Marie Jeanne, indem ſie auf den Schrank zuſtürzte; „ach, Du mein Gott, warum denn?“

„Weil ich dieſen Menſchen, der ſich für meinen intimen Freund ausgegeben, nicht kenne und weil er folglich ein Dieb iſt.“

Marie Jeanne riß erſchrocken den Schrank auf und zählte ihr Geld.

Es fehlte nicht ein Sou daran.

„Du ſiehſt,“ ſagte ſie, „man hat nichts angerührt.“

„Wahrſcheinlich hat er erſt ſich die Lokalität beſehen wollen,“ entgegnete Euſtache, „und wird ſeinen Streich ein ander Mal ausführen. Sei daher wachſam, dieſen Rath gebe ich Dir.“

Man ſtellte im Laufe des Abends noch eine Menge Vermuthungen über den geheimnißvollen Beſuch auf, aber Niemand ahnte, daß Nannette der Schatz war, auf welchen La Bricole es abgeſehen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Der Edelmann und der Grand von Spanien.

Am Abend desſelben Tages, zur gewohnten Stunde, ſetzten ſich die vornehmen und gewaltigen Herren, der Ritter La Bricole und Don Gusman de Tulipano, in dem kleinen Zimmer der obern Etage des Wirthshauſes zum ſilbernen Kruge bei einer Bowle glühenden Branntweins nieder.

Die würdigen Genoſſen ſprachen bald von Dieſem, bald von Jenem, während ſie das Factotum des unbekannten vornehmen Herrn erwarteten.

Gerſtenkorn ließ nicht lange auf ſich warten.

Er kam mit jenem ruhigen gemeſſenen Schritt, der ihm eigen war. Seinen Stock und ſeinen betreßten Hut legte er mit jener würdevollen majeſtätiſchen Miene, die ihn niemals verließ, auf zwei Stühle und begann dann die Unterhaltung mit den Worten:

„Nichts Neues, meine Herrn?“

„Ich hätte beinahe das Recht, dieſe Frage übel zu nehmen,“ entgegnete La Bricole freundlich. „Wenn ich mich in eine Angelegenheit miſche, ſo giebt es immer etwas Neues.“

„Sie haben alſo ſchon etwas unternommen?“

„Das wollte ich meinen.“

„Was haben Sie denn gemacht?“

„Ich habe mich in die Rue Aubry-le-Boucher begeben und bin in die Wohnung der Familie Lollier eingedrungen.“

„Ah! ah!“

„Ich habe mit meinen eignen Augen Mademoiſelle Nannette geſehen und auf Edelmannsparole! Ihr Herr iſt ein Mann, der Geſchmack hat. Dieſe liebenswürdige Dirne iſt der leckerſte Biſſen, der einen überſättigten Appetit wieder beleben — die friſcheſte Blume, welche ein Kenner zu pflücken wünſchen kann. Tod meines Lebens! ich glaube, wenn ich Millionär wäre, ſo würde ich hunderttauſend Thaler nicht anſehen, um eine ſolche Grille zu befriedigen.“

Dieſes Geſchwätz ſchien Gerſtenkorn nicht angenehm zu berühren.

Er unterbrach La Bricole ohne weitere Umſtände mitten in ſeiner exaltirten Rede und ſagte:

„Haben Sie einen Plan entworfen?“

„Ja.“

„Nun, ſo laſſen Sie hören.“

Der Chevalier aber war nicht der Mann, der ohne bedeutende Umſchweife zum Ziele gelangte.

„Sie begreifen,“ ſagte er, „daß ein Entführungsverſuch mitten unter einer zahlreichen Familie und in einem volkreichen Stadttheil nicht ſtattfinden kann, ohne ungeheures Aufſehen zu erregen.“

„Das begreife ich und Sie wiſſen eben ſo gut als ich, daß dieſer Skandal vermieden werden muß.“

„Seien Sie unbeſorgt — es iſt Alles vorgeſehen.“

„Aber wie?“

„Das junge Mädchen hat einen älteſten Bruder —“

„Der Sergeant bei der Garde iſt.“

„Ganz richtig.“

„Nun?“

„In Folge einer glücklichen Fügung, die uns wie gerufen kommt, macht dieſer Bruder in acht Tagen Hochzeit.“

„Was kann uns daran liegen?“

„Es muß uns ſehr viel daran liegen. — Wiſſen Sie, wo dieſe Hochzeit gefeiert werden wird?“

„Nein, und ich brauche es auch nicht zu wiſſen.“

„Und dennoch iſt dies eben der wichtige Punkt. Das Hochzeitsmahl und der Ball werden in der Wellenmühle ſtattfinden. Verſtehen Sie jetzt?“

„Ich fange an.“

„Nichts wird uns, Don Gusman de Tulipano und mir, leichter ſein, als uns während des Tanzes und nach dem die Geſellſchaft ſich bei Tiſche ein wenig angetrunken, unter dieſe plebejiſche Horde zu miſchen. Wir werden auf gewandte

Weiſe Hand an den Vogel legen, der Käfig wird in Geſtalt einer mit zwei guten Pferden beſpannten Carroſſe ganz in der Nähe ſein, wir werfen ihnen das Kind in die Arme, der Kutſcher peitſcht auf ſeine Pferde, Ihr Herr wird mit uns zufrieden und unſer Geld verdient ſein.“

Gerſtenkorn hatte dies alles mit einer Miene angehört, in welcher unverkennbar der Ausdruck des Beifalls lag.

„In der That,“ ſagte er hierauf, „Ihr Plan ſcheint mir ſinnreich und die Ausführung deſſelben leicht zu ſein.

„Ja, ganz gewiß, Ihre Idee iſt gut.“

„Ganz einfach bewundernswürdig,“ ſetzte La Bricole hinzu, indem er ſich den Schnurrbart drehete.

„Was bedürfen Sie zur Ausführung?“

„Vielleicht zwei oder drei ſichere Leute, doch mache ich mich anheiſchig, dieſe zu finden, ferner den fraglichen Wagen.“

„Das iſt meine Sache. Sie ſagen, die Hochzeit werde in acht Tagen ſtattfinden?“

„Ja, nächſten Sonnabend — das iſt unwiderruflich feſtgeſtellt.“

„Nun, dann werden wir uns nächſten Freitag alle drei nach der Wellenmühle begeben, um die Sache noch genauer zu verabreden und die letzten Dispoſitionen zu treffen.“

„Vielleicht zur Stunde des Mittagseſſens?“

„Warum das?“

„Weil man dort ſehr gut ſpeiſt — der Wein iſt gut und die Karpfen und Aale finden weder in Napée noch in Bercy ihres Gleichen.“

„Seien Sie unbeſorgt, wir werden dort ſpeiſen.“

„O ich kenne ſchon Ihre freigebige Handlungsweiſe und weiß, daß Sie von kleinlichen Einwendungen weit entfernt ſind. Das giebt mir Muth —“

La Bricole ſtockte.

„Wozu?“ fragte Gerſtenkorn.

„Ihnen zu ſagen, daß Don Gusman de Tulipano und ich das Bedürfniß fühlen, unſere Garderobe zu erneuern, deren jetziger unſcheinbarer Zuſtand nicht verfehlen würde, die Aufmerkſamkeit auf uns zu lenken, während wir doch in dem bevorſtehenden Falle durchaus darauf bedacht ſein müſſen, daß wir möglichſt unbemerkt bleiben.“

„Das ſoll heißen, daß Sie einen abermaligen Vorſchuß verlangen, nicht wahr?“

„Zur Deckung der Bekleidungskoſten — ja, mein Herr.“

„Wohlan es ſei — hier ſind fünfzehn Louisdor — aber vergeſſen Sie nicht, dem, der Sie in ſeinen Dienſt genommen und der Sie bezahlt, auch wirklich gut zu dienen.“

„O,“ rief La Bricole mit Enthuſiasmus und Ueberzeugung, „für einen ſo freigebigen Herrn ließe man ſich ohne Weiteres aufs Rad flechten.“

„Von hier bis Freitag,“ fuhr Gerſtenkorn fort, „wird es gut ſein, wenn wir uns noch einmal ſehen.“

„Wir ſtehen zu Befehl.“

„Ich werde Mittwoch Abend wieder hier ſein und wenn zufällig bis dahin etwas Neues ſich ereignet haben ſollte, ſo werden Sie mir es mittheilen —“

„Wir werden uns ganz gewiß einfinden.“

Gerſtenkorn entfernte ſich.

La Bricole und Tulipano fuhren fort zu trinken, nachdem ſie die fünfzehn Louisdor getheilt und zwar ſo, daß der Chevalier zehn für ſich behielt.

Am nächſtfolgenden Morgen begaben ſich die beiden Banditen, jeder für ſich allein, zu ihnen bekannten Trödlern, um hier zur Verjüngung ihrer ein wenig verfallenen Toilette zu ſchreiten.

Wir wiſſen ſchon lange, daß La Bricole es liebte, ſich das Air eines Edelmanns zu geben.

Von Leuten der niedrigen Volksklaſſen für einen vornehmen Herrn gehalten zu werden, dünkte ihm das höchſte Glück der Erde zu ſein.

Das Coſtüm, welches er wählte, war daher, wenigſtens ſeiner Meinung nach, von der Art, daß die Illuſion dadurch unterſtützt ward.

Dieſes Coſtüm, welches ohne Zweifel durch den Kammerdiener eines vornehmen Hauſes verkauft worden, war, nachdem es verſchiedene Schickſale erlebt, in die Hände des Trödlers gekommen.

Es beſtand aus einem Paar ſammetnen Beinkleidern von unbeſchreiblicher Farbe, einer Weſte von weißem Atlas mit feiner Stickerei, die ſich in Goldfäden um die Aufſchläge und die Knopflöcher herum ſchlängelte, und endlich in einem Rock von Schillertaffet mit Treſſen und anderen goldenen Zierrathen überladen.

Der Atlas der Weſte war allerdings ſehr verſchoſſen und die Stickerei ſchwarz und defect.

Kaum vergoldete kupferne Treſſen hatten jetzt die Stelle der früheren koſtbaren Goldtreſſen des Rockes eingenommen. Aber was fragte La Bricole darnach?

Das Coſtüm — ſo wie es war — machte in der Ferne noch ganz leidlichen Effect.

Dies war genug, um den in dieſer Hinſicht nicht difficilen Banditen zufriedenzuſtellen.

Er vervollſtändigte ſeinen Anzug durch ein Paar Strümpfe von carmoiſinrother Seide, eine Cravatte von unächten Spitzen und einem breitkrämpigen, aufgebürſteten und übertrieben betreßten Hut.

Die Schuhe hatten rothe Abſätze und waren auf dem Oberleder mit großen Roſetten von gelbem Band geſchmückt.

Seinen treuen „Kitzler" ſchnallte er wieder um und verließ dann bezaubert von ſich ſelbſt und ſtolz wie Artaban den Laden des Trödlers, indem er leiſe ſein Lieblingslied trällerte:

„Nach Geld, nach vielem Geld
Da ſchreit die ganze Welt,
Ohn' Geld [illegible] all Dinge ſchief.
Mit Geld [illegible] erſt hübſch,
Drum halte ſtets auf Gold —
Das iſt der wahre Adelsbrief."

Begeben wir uns nun, wenn's beliebt, zu Don Gusman de Tulipano, der ſich ebenfalls neu coſtümirte, während ſein treuer Genoſſe, der Chevalier de la Bricole, ſich auf die von uns angegebene Weiſe adoniſirte.

Don Gusman beſaß auf die Würde eines Granden von Spanien eben ſo unbeſtrittene Rechte als La Bricole auf den Titel eines Chevalier.

Die Stammbäume dieſer beiden wackern Leute waren einander werth.

Tulipano hatte ſich zu einem Trödler und Diebeshehler begeben, der zu einem ſehr mäßigen Preiſe die Bedürfniſſe ſeiner Toilette befriedigte.

Ganz im Gegentheile zu La Bricole, deſſen Vorliebe für

Vergoldung, Treſſen und auffallende Farben wir bereits kennen, liebte Tulipano nur das Schwarze.

Dieſe düſtere Farbe, dachte er, ſtand gut zu ſeiner dunkeln Phyſiognomie und erhöhete die würdevolle Erſcheinung ſeiner Perſon.

Er begnügte ſich daher, ſeine Kleider von verblichenem Sammt gegen ein anderes, ebenfalls ſammetnes, aber beſſer gefärbtes Coſtüm zu vertauſchen.

Eben ſo kaufte er noch einen ganz neuen Sombrero, den einer der Lakaien der ſpaniſchen Geſandſchaft hier verkauft, und eine Halskette von Tomback mit falſchen Steinen beſetzt, die aus dem Nachlaß eines Komödianten vom Jahrmarkte Saint Laurent ſtammte.

Ein kleiner ſchwarzer Mantel, der nicht mehr als zehn Jahre guter und loyaler Dienſte zählte, drapirte ſich zierlich auf ſeiner Schulter und ganz gewiß zeigte niemals ein Hidalgo eine ſtolzere Haltung als Don Gusman, der auf dieſe Weiſe angethan, mit hoch emporgerichtetem Kopfe und die rechte Hand auf die Hüfte ſtemmend einhermarſchirte.

Wenn man ihn ſo vorübergehen ſah, hätte man meinen ſollen, er ſei ein Nachkomme des Cid von Andaluſien oder ein Nachkomme in gerader Linie von dem berühmten Don Quixote de la Mancha.

In dieſem Augenblick nahm Tulipano ſeine Grandenwürde ganz ernſt und fragte ſich, ob er nicht wohlthun würde, ſich bei Hofe vorzuſtellen.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Episode aus der Geschichte der Wellenmühle.

Am nächstfolgenden Freitag trafen sich La Bricole, Don Gusman und Gerstenkorn zufolge ihrer Verabredung gegen eilf Uhr Morgens in dem Wirthshaus zum silbernen Kruge.

Hier nahmen sie einen Fiaker, der sie nach der Wellenmühle brachte.

Die Wellenmühle!

Nur Wenige kennen heut zu Tage diesen Namen und die galanten Erinnerungen, welche sich an diesen ehemals berühmten Volksgarten knüpfen.

Und dennoch war während der letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts und während des ganzen achtzehnten die Wellenmühle berühmt.

Dieses Etablissement, halb Gasthof, halb Tanzsalon, hatte mit dem, was in dieser Beziehung gegenwärtig existirt, durchaus keine Aehnlichkeit.

In der Wellenmühle sah man vornehme Damen und elegante Cavaliere — schöne Bürgermädchen und wackere Bursche — Opernsängerinnen und alte reiche Herren — Abenteurerinnen und Glücksritter.

Hier wurden auch die Jahrestage der Hochzeiten der kleinen Bürger, der Handelsleute vom Mittelstande und sogar zuweilen des gemeinen Volkes gefeiert.

Niemals war ein Ort an Ereigniſſen aller Art, an bacchiſchen und dramatiſchen Scenen fruchtbarer als die Wellenmühle.

Wir begreifen nicht, warum keiner der Chroniſten, die doch ſonſt nach allen Rahmen haſchen, in welche man die ein wenig ſkandalöſen Anekdoten des letzten Jahrhunderts faſſen kann, auf den Gedanken gekommen iſt, die Memoiren der Wellenmühle zu ſchreiben.

Wie oft haben die Boskets und Kabinette der Wellenmühle an demſelben Tage und zur ſelben Stunde Liebespärchen geſehen, die nicht ahnten, daß ſie einander ſo nahe waren.

Hier ſaß irgend ein reicher Finanzpächter allein mit der Nähterin ſeiner Gemahlin.

Dort ſaß die Gemahlin in Geſellſchaft des erſten Buchhalters ihres Gemahls.

Welche unvorhergeſehene Begegnungen! welche oft plötzlich unterbrochene Partien! welche überaus komiſche Scenen!

Das Luſtſpiel hat ſich dieſes Ortes allerdings auch zu zwei verſchiedenen Malen bemächtigt.

Im Jahre 1696 ließ Florent Carton Dancourt ein Stück unter dem Titel: die Wellenmühle aufführen.

In der Neuzeit hat Eugen Scribe denſelben Gegenſtand unter einem ähnlichen Titel behandelt.

Wenn die Annalen der Wellenmühle einen Hiſtoriker fänden, ſo würde ſich das Drama mehr als einmal auf tragiſche und humoriſtiſche Weiſe einmiſchen.

Das berühmte öffentliche Lokal, von welchem hier die Rede iſt, war das klaſſiſche Land der Entführungen, welche hier durch Alles begünſtigt zu werden ſchienen, ſich aber auch zuweilen auf blutige Weiſe entwickelten.

Wir bitten die Leſer um Erlaubniß, ihnen hier eine kurze Epiſode mitzutheilen, die uns in dem Buche, welches wir ſchreiben, durchaus nicht am unrechten Platze zu ſein ſcheint.

Wir entlehnen ſie dem Polizeiarchive von Paris.

Im Jahre 1741 war Iſidor Marteau, Sohn eines Kurzwaarenhändlers, leidenſchaftlich in die ſchöne Pauline Sorbier, die Tochter eines Meublesfabrikanten in der Rue des Poulies verliebt.

Die beiden Familien erfreuten ſich in Folge ihres tadelloſen Wandels und ihrer Rechtſchaffenheit in ihren beiderſeitigen Stadttheilen einer ſeltenen Achtung.

Die Marteaus und die Sorbiers waren beide reich und ihr Handel verbeſſerte ſich mit jedem Tage noch mehr. Das beabſichtigte Bündniß hatte daher auf beiden Seiten die vollkommenſte Zuſtimmung gefunden und der Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois, Paulinens Beichtvater, hatte verſprochen, die Trauung ſelbſt zu vollziehen und das junge Paar einzuſegnen.

Da jedoch Iſidor Marteau erſt zwanzig und ein halb Jahr alt war und Pauline noch nicht einmal ganz ſiebzehn zählte, ſo ward beſchloſſen, daß die Hochzeit erſt genau ſechs Monate nach dem Tage der Verlobung ſtattfinden ſollte.

Dieſe ſechs Monate ſollten aber ſehr viele unerwartete Ereigniſſe in der bis jetzt ſo ruhigen und patriarchaliſchen Familie Sorbier herbeiführen.

Der Meublesfabrikant hatte ſeit einem Jahre einen jungen Mann aus Languedoc in der Lehre. Derſelbe war thätig, fleißig und mit einem ſeine Jahre weit überſteigenden Verſtand begabt. Dabei aber war ſeine Moralität zweifelhaft

und besonders besaß er die Gabe der Verstellung im höchsten Grade.

Dieser Knabe, der im Grunde genommen, ein sehr schlechtes Subject war, hatte seinem Lehrherrn und dessen Familie durch den äußeren Schein vollkommener Pünktlichkeit und exemplerischer Frömmigkeit das unbedingteste Vertrauen einzuflößen verstanden.

Den ganzen Tag arbeitete er fleißig und rüstig, des Nachts aber schlich er sich aus dem Hause und trieb sich bis zum Morgen in Gesellschaft einiger Strolche herum, die er zu seinen Freunden gewählt.

Simon Ragon — so hieß der junge Mann — hatte keinen andern Ehrgeiz, als in seinem Handwerk recht geschickt zu werden, um viel Geld verdienen zu können und sich durch dieses Geld in den Stand gesetzt zu sehen, seinen Gang zur Ausschweifung zu befriedigen.

Simon war kein Dieb — er hätte selbst aus einer offenen Kasse kein Fünfzehnsousstück genommen — der Reiz einer, ein wenig runden Summe aber, würde ihn ohne Zweifel zu sehr ernsthaften Indelicatessen verlockt haben.

Eines Tages erschien ein großer, schöner, junger Mann in die originelle Tracht der Landleute von Languedoc gekleidet, in dem Kaufladen der Sorbier.

Er verlangte mit Simon Ragon — seinem leiblichen Vetter, wie er sagte — zu sprechen, weil er ihm einen Brief und die neuesten Nachrichten aus der Heimath brächte.

Vater Sorbier ließ seinen Lehrling aus dem Magazin herbeiholen, in welchem er arbeitete.

Simon kam zur Stelle.

Diebeiden Verwandten warfen sich mit großer Freude

einer in des andern Arme und Simon führte dann seinen Vetter in das Zimmer in welchem er schlief.

Nach Verlauf einer Stunde kam Simon Ragon wieder herunter.

Er war allein und sein Gesicht trug alle Spuren einer tiefen Aufregung und Bestürzung.

„O mein Gott," rief Vater Sorbier, als er die rothgeweinten Augen seines Lehrlings erblickte, „mein Gott, Du armer Junge, was fehlt Dir denn?"

„Ich bin sehr erschrocken und bekümmert, Meister," antwortete Simon.

„Hat Dein Vetter Dir vielleicht schlimme Nachrichten mitgebracht?"

„Ja wohl schlimme. Lesen Sie diesen Brief."

Und Simon überreichte dem Möbelhändler einen geöffneten Brief.

Dieser, von der Hand der Mutter des Lehrlings geschriebene Brief meldete, daß sein Vater an einer unheilbaren Krankheit darniederliege — daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe — daß er seinen Sohn bei sich zu sehen wünsche, damit ihm dieser die Augen zudrücke und da sie (die Mutter) bei ihrem Alter und ihrer Schwächlichkeit hinfort nicht allein leben könne, so müsse Simon Paris gänzlich verlassen, um seinen dauernden Aufenthalt bei ihr zu nehmen.

„Du hattest Recht, mein armer Junge, das ist sehr traurig," sagte Vater Sorbier, nachdem er den Brief gelesen. „Du hast nur einen Entschluß zu fassen und dieser ist, so schnell als möglich abzureisen."

„Das werde ich thun; — ich werde mich noch heute auf den Weg machen, aber es bricht mir fast das Herz, daß ich Sie so verlassen soll, Meister."

„Es macht mich ebenfalls ſehr bekümmert, mein Freund — Du warſt ein braver Junge und ich verliere in Dir einen guten Lehrling, den ich nicht gleich wieder erſetzen können werde.“

„O, was das betrifft, Meiſter, ſo irren Sie ſich.“

„Wie ſo?“

„Ich kann Ihnen verſchaffen, was Ihnen fehlt.“

„Du?“

„Ja wohl, ich.“

„Einen andern Lehrling?“

„Ja.“

„Einen jungen Mann, den Du kennſt?“

„Für den ich ſtehe, wie für mich ſelbſt.“

„Nun, wer iſt denn das?“

„Mein Vetter Andoche Imbert.“

„Von dieſem Vetter haſt Du mir ja noch nie etwas erzählt?“

„Wie hätte ich von ihm erzählen können, da er ja ſo eben erſt in Paris angekommen iſt!“

„Alſo iſt es wohl der junge Mann, der Dir dieſen Brief von Deiner Mutter gebracht hat?“

„Ganz derſelbe.“

„Es iſt ein ſchöner Knabe, der auch ein gutes ehrliches Geſicht hat.“

„Nicht wahr?“

„Hat er denn auch die Abſicht, die Möbelfabrikation zu erlernen?“

„Ja.“

„Was kann er denn ſchon machen?“

„Nichts.“

Vater Sorbier lächelte.

„Nichts? das iſt freilich nicht viel,“ ſagte er, „und ſolche Lehrlinge könnte ich zu Dutzenden finden.“

„Glauben Sie das?“

„Nun, es ſcheint mir —“

„Nein, nein, Sie wiſſen noch nicht alles. Mein Vetter Andoche Imbert, welcher wohl weiß, daß ein guter Meiſter auch ſtets einen guten Arbeiter macht, hat ſich vorgenommen, Ihnen für die erſten ſechs Monate ſeiner Lehrzeit die runde Summe von fünfzehnhundert Livres zu bezahlen.“

„Fünfzehnhundert Livres!“ rief der Fabrikant.

„Nun ja doch.“

„Und baar?“

„In ſchönen Thalern, binnen fünf Minuten.“

„In der That, das macht die Sache weit annehmbarer.“

„Sie willigen alſo ein, meinen Couſin zu nehmen?“

„Da Du mir für ihn ſtehſt und wenn er Luſt hat zu arbeiten, ſo kann es wohl geſchehen.“

„Ich gehe hinauf ihn zu holen. Ich ſtelle ihn Ihnen vor und dann gehe ich wieder hinauf, um mich mit meinen Anſtalten zur Abreiſe zu beſchäftigen, denn ich ſage nochmals, Meiſter, daß ich mich ſofort auf den Weg zu machen gedenke.“

Simon Ragon führte in der That Andoche Imbert herbei, der für einen Menſchen aus der Provinz weder zu unbeholfen noch zu verlegen ausſah.

Alles arrangirte ſich ohne Schwierigkeit.

Der Fabrikant ſtrich ſeine fünfzehnhundert Livres ein und noch an demſelben Abend bezog Andoche Imbert in ſeiner Eigenſchaft als Lehrling die Manſarde ſeines Vetters und theilte das Abendeſſen der Familie Sorbier, während Simon Ragon den Sack auf dem Rücken, den Reiſeſtab in der Hand und eine Thräne im Auge, das Haus ſeines zeitherigen Meiſters verließ.

Vierzehntes Kapitel.

Der Vicomte René d'Audiſſac.

Einige Tage vor dem Auftritt, den wir ſo eben in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben — an einem Sonnabend — war Simon Ragon, nachdem er die Werkſtätte in die größte Ordnung gebracht und die Thüren ſorgfältig geſchloſſen, wieder in ſeine Manſarde hinaufgegangen.

Später, gegen elf Uhr, hatte der Lehrling ſeiner löblichen Gewohnheit gemäß, das Haus auf verſtohlene Weiſe verlaſſen, um die Kameraden ſeiner nächtlichen Echappaden in einer obſcuren und ſchlecht renommirten Kneipe aufzuſuchen.

Schon hatte die Bande der Taugenichtſe eine Unzahl ihrer gewöhnlichen Unbilden verübt — Laternen zerſchlagen — die Klingelzüge an den Häuſern abgeriſſen, — die verſpäteten Paſſanten erſchreckt — als plötzlich bei der Biegung um eine Straßenecke und eben als die Herumtreiber ein halbes Dutzend Kieſelſteine in eben ſo viel Fenſter geworfen, ſie ſich durch eine Abtheilung Wachtſoldaten umzingelt ſahen, die ihnen die Hände auf den Rücken banden und ſie nach dem unter dem Namen des Châtelet bekannten Gefängniß abführten.

Simon war ganz außer ſich.

Dieſes Mißgeſchick mußte die Fäden der heuchleriſchen Maske zerreißen, die er ſich ſo ſorgfältig vor das Geſicht gebunden.

Sein Meiſter, Vater Sorbier, mußte nun ſchon am nächſten Morgen erfahren, wie ſein Lehrling ſich eigentlich aufführte und es ſtand zu erwarten, daß er ihn mit Schimpf davonjagen würde.

Sicherlich ward es dann Simon unmöglich, ein Unterkommen bei einem andern Möbelfabrikanten zu finden und leicht war es um ſeine Zukunft geſchehen.

Die ganze Nacht hindurch vergoß der junge Mann bittere Thränen, die nicht von den Gewiſſensbiſſen über ſeine Fehler herrührten, ſondern von dem Aerger, daß er ſich wie ein ungeſchickter Tölpel hatte erwiſchen laſſen.

Gegen Morgen legte ſich endlich dieſe große Verzweiflung und Simon kam plötzlich auf eine Idee.

Die Eltern des Lehrlings waren Pächter eines Theils der umfangreichen Güter, welche die Grafen von Audiſſac in der Umgebung von Toulouſe beſaßen.

Simon hatte in ſeiner Kindheit oft mit dem Vicomte René geſpielt, der ihn mit ſeinen beſondern Wohlwollen beehrte und nur etwa ein oder zwei Jahre älter war als er. Nun diente der Vicomte René in einer der Musketiercompagnieen und mußte in dieſem Augenblicke in Paris anweſend ſein.

Simon kam daher auf den Einfall, ſich ihm zu empfehlen und ſeinen Einfluß zu benutzen, um ſich aus dieſer ſchlimmen Lage zu befreien.

Demzufolge ſchrieb er einen Brief an ihn, welchen einer der Schließer des Gefängniſſes, dem er eine gute Belohnung verſprochen, beſorgte.

Simon's Hoffnung ward nicht getäuſcht. Die Erinnerungen an ſeine Heimath und an ſeine Kindheit waren in dem Herzen des Herrn von Audiſſac noch lebendig.

Nicht ſobald hatte er den Brief des Sohnes der Pächter ſeiner Familie, des Spielgenoſſen in dem Park des väterlichen Schloſſes geſehen, als er ſich ſofort ſelbſt nach dem Châtelet begab.

„Ei, mein lieber Simon," ſagte er zu dem Gefangenen, „wie mir ſcheint, haſt Du Dich thörichter Weiſe in eine ſehr ſchlimme Geſchichte verwickelt." —

„Die Sache an und für ſich hat wenig Bedeutung, Herr Vicomte," antworte der junge Menſch „und wenn Sie ſich herablaſſen wollten, nur ein Wort für mich zu ſprechen, ſo würde ich augenblicklich und weiß wie Schnee daraus hervorgehen."

„Nun laß ſehen — weſſen beſchuldigt man Dich?"

„Im Uebermuthe froher Laune einige Laternen zerſchlagen zu haben."

„Das iſt alles?"

„Alles, unbedingt alles."

„Das verlohnte allerdings kaum der Mühe, deßwegen eine Katze durchzuprügeln. Erzähle mir die Sache ausführlicher."

Simon erzählte ſeine Echappade, aber wohlverſtanden, ohne zu erwähnen, daß dieſe ſchlimmen Streiche bei ihm alle Nächte vorzukommen pflegten.

„Wir werden Dich herausreißen," ſagte der Vicomte.

Dann ſetzte er hinzu:

„Seit wie lange biſt Du ſchon aus der Provinz hier in Paris?"

„Seit einem Jahre."

„Was machſt Du hier?"

„Ich arbeite bei einem Möbelfabrikanten."

„Iſt er zufrieden mit Dir?"

„Ach, Herr Vicomte, das wollte ich meinen! Fragen Sie ihn selbst, er ist bekannt — es ist Vater Sorbier.“

„Der Möbelhändler in der Straße des Poulies?“ rief Herr von Audissac zusammenfahrend.

„Derselbe.“

„Der Vater der schönen Pauline?“

„Ah, Sie kennen meine Meisterstochter,“ sagte Simon lachend. „Allerdings ist es ein hübsches Mädchen, der es nicht an Liebhabern fehlen würde, wenn sie deren haben wollte. Aber sie will nicht.“

„Bist Du der einzige Arbeiter bei Herrn Sorbier?“ hob René wieder an.

„Wenigstens der einzige, der in dem Hause des Meisters wohnt und an seinem Tische ißt.“

„Und Du hast Dich noch nicht in Mademoiselle Pauline verliebt?“

„O nein — so dumm bin ich nicht! Ich weiß nur zu gut, daß ein solcher Bissen für einen armen Teufel, wie ich bin, nicht geschaffen ist.“

„Würdest Du wohl einwilligen, Deinen Herrn zu verlassen?“

„Ja wohl — wenn ich mich anderwärts besser stehe.“

René schien einen Augenblick nachzudenken.

Dann sagte er:

„Höre — ich werde mich bemühen, Dich sofort aus diesem Gefängniß zu befreien und Du wirst mir in das Hotel der Musketiere folgen — ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Ich werde stets zu den Befehlen des Herrn Vicomte stehen,“ antwortete Simon nicht wenig erfreut.

René begab sich fort zu dem Gouverneur des Châtelet.

Er gab hier die von dem Lehrling gehörten Erklärungen über die gegen ihn erhobene Anklage.

Er ſtellte vor, derſelbe ſei wegen eines ziemlich leichten Vergehens, welches er überdies gar nicht einmal ſelbſt begangen, ungerechter Weiſe verhaftet worden.

Zugleich verbürgte er ſich für ſeine Moralität und erbot ſich, für ſeine künftige gute Aufführung zu haften.

René gehörte einer großen Familie an — er war reich und Musketier — konnte man ihm wohl etwas abſchlagen?

Es ward Befehl gegeben, Simon Ragon ſofort in Freiheit zu ſetzen.

Der Vicomte brachte ſeinem Schützling dieſe frohe Nachricht ſelbſt und nahm ihn, wie er ſchon früher angedeutet, mit in das Hotel der Musketiere.

„Simon," ſagte er hierauf, „ich habe Dir ſo eben einen großen Dienſt geleiſtet — kann ich mich auf Dich verlaſſen?"

„Im Leben wie im Tode, Herr Vicomte."

„Ich bin leidenſchaftlich in die ſchöne Pauline verliebt."

„Ich merkte es bald, denn Sie zuckten ſichtbar zuſammen, als ich Vater Sorbier nannte."

„Was glaubſt Du, was ich hoffen kann?"

„Nichts. Meine Meiſterstochter iſt ein rechtſchaffenes Mädchen, die ſich in keine Liebeleien einläßt und keine Liebesbriefe annimmt. Ihre Tugend iſt unerſchütterlich.

„Das wußte ich ſchon, denn ich habe mich ſchon vielfach nach ihr erkundigt und eben das Reſultat dieſer Erkundigungen und Betrachtungen hat mich bis jetzt abgehalten, etwas gegen ſie zu unternehmen. Aber dennoch ſagte ich mir, daß die Fama ein Weib und folglich eine Lügnerin iſt."

„Im vorliegenden Falle aber übertreibt ſie wirklich nicht, Herr Vicomte. Ich ſage Ihnen nochmals, Mademoiſelle

Pauline iſt eine wahre Jungfrau von Orleans. Und übrigens wird ſie bald heirathen.“

„Sie wird heirathen?“

„Ja.“

„Wann?“

„In ſechs Monaten.“

„Wen?“

„Iſidor Marteau, den Sohn eines reichen Kurzwaarenhändlers auf dem Quai de la Ferraille.“

„Den Sohn eines Kurzwaarenhändlers! und ſie liebt ihn?“

„Ich glaube es.“

„Höre, Simon.“ —

„Ich bin ganz Ohr, Herr Vicomte.“

„Dieſe Liebe, von welcher ich Dir ſage, iſt nicht eine bloße Laune — es iſt eine ernſte und tiefe Leidenſchaft.“

„Um ſo ſchlimmer!“

„Dieſe Leidenſchaft bereitet mir grauſame Leiden und um ſie aus meinem Herzen zu reißen, hatte ich mir vorgenommen, mich zu entfernen.“ —

„Ein ſehr guter Entſchluß.“

„Ich habe daher einen ſechsmonatlichen Urlaub nachgeſucht und erhalten.“

„Daran haben Sie wohlgethan, Herr Vicomte.“

„Ich gedachte morgen nach meinen Gütern in Languedoc abzureiſen, ſeitdem ich aber Dich geſehen habe, haben ſich meine Pläne geändert.“

„Aber dennoch ſcheint mir das, was ich Ihnen geſagt habe, durchaus nicht ermuthigend zu ſein.“

„Simon, Du kannſt mir einen Dienſt leiſten!“

„Bei Mademoiſelle Pauline?“

„Ja.“

„Aber worin mein Gott. Sie ſpricht kaum zwei Worte des Tags mit mir.“

„Darauf kommt nichts an! Du kannſt mich in dieſe Familie einführen.“

Simon ſah René an, wie um ſich zu überzeugen, daß Letzterer wirklich im Ernſte ſpräche. Dann, als er ſah, daß es doch wohl Ernſt war, rief er:

„Ich ſoll Sie in die Familie Sorbier einführen! Sie, Herr Vicomte, iſt das wirklich Ihr Ernſt? Das iſt ja geradezu etwas Unmögliches, was Sie da verlangen!“

„So ſcheint es Dir, weil Du mich nicht verſtehſt.“

„Nun, ſo erklären Sie ſich, Herr Vicomte, erklären Sie ſich, ich bitte Sie darum.“

„Du haſt mir geſagt, daß Du, wenn Du Deinen Vortheil dabei fändeſt, Deinen Herrn gern verlaſſen würdeſt.“

„Das habe ich geſagt und wiederhole es.“

„Würden Dir tauſend Livres ein hinreichender Vortheil zu ſein ſcheinen?“

„Ah, das wollte ich meinen! Tauſend Livres, das iſt ja ein kleines Peru.“

„Du ſollſt ſie haben.“

„Dann iſt mein Glück gemacht.“

„Du wirſt binnen hier in zwei oder drei Tagen einen Brief erhalten.“ —

„Von wem?“

„Von Deiner Mutter.“

„Von meiner Mutter! — Die kann ja gar nicht ſchreiben.“

„Darauf kommt nichts an. Dieſer Brief wird Dich nach Languedoc zurückrufen.“

„Ah.“

„Du wirſt ſofort abreiſen, aber ehe Du Paris verläßt,

Herrn Sorbier dazu bewegen, daß er an Deiner Statt Deinen Vetter in die Lehre nimmt."

„Meinen Vetter!"

„Ja."

„Ich habe ja keinen!"

„Du haſt einen."

„Wie heißt er denn?"

„Andoche Imbert."

Simon ließ kläglich den Kopf hängen, denn er war ganz betäubt von dieſen Keulenſchlägen, welcher einer nach dem andern ſeinen rebelliſchen Verſtand trafen. René lächelte und fuhr fort:

„Dein Vetter Andoche Imbert wird Herrn Sorbier eine ſehr runde Summe zur Entſchädigung für ſeine Mühe, die ihm ſein Lehrling machen wird, bieten. Er wird angenommen werden und an Deiner Stelle in die Familie Sorbier eintreten, ganz in der Nähe der ſchönen Pauline, während Du fortgehſt, um Deine tauſend Livres zu verthun, wo Du Luſt haſt."

Simon antwortete nicht.

„Begreifſt Du?" fragte René.

„Ach Herr Vicomte," entgegnete der junge Arbeiter, „ich begreife Alles — nur mit Ausnahme dieſes Vetters, von welchen Sie ſprechen, denn ich kenne doch meine Familie und weiß ganz gewiß, daß ich keinen habe.

René lachte.

Dann antwortete er, indem er Simon auf die Schulter ſchlug:

„Dieſer Vetter, dieſer Andoche Imbert, werde ich ſelbſt ſein."

Fünfzehntes Kapitel.

Andoche Imbert.

Und auf dieſe Weiſe wollte der Vicomte René d'Audiſſac anſtatt ſeinen ſechsmonatlichen Urlaub ſeiner Familie und ſeinen Gütern in Languedoc zu widmen, ihn unter den Namen Andoche Imbert bei der ſchönen Pauline zubringen.

Ein ſolcher Streich — wir geben dies ohne weiteres zu — kann allerdings heutzutage durchaus nicht neu erſcheinen. Die geringſten Vaudevilliſten — die unbedeutendſten Romanfabrikanten — haben noch ganz andere Ränke in petto.

Zu der Zeit aber, wo die hier erzählten Thatſachen ſich ereigneten, war dieſer Einfall ein ſehr ſinnreicher und verrieth einen in Allem, was Liebeshändel betrifft, ſehr erfahrnen Geiſt. Mit einem Worte, die Idee war gut, weil ſie gelungen war. Der Wolf war im Schafſtalle und verſprach ſich, bald und unverweilt das arme Schaf zu verſchlingen, welches nichts Arges ahnte.

Wenn die hiſtoriſche Anekdote, die wir hier berichten, das Thema dieſes Buches ſelbſt wäre, anſtatt daß es nur eine Epiſode darin iſt, ſo hätten wir ein ſeltſames Gemälde von dem Familienleben des Hauſes Sorbier zu entwerfen. Wir würden dieſen Edelmann — dieſen vornehmen Herrn — dieſen

Musketier — unter der beſcheidenen Hülle eines armen Arbeiters zeigen, der ſich mit wunderbarer Geſchmeidigkeit und diaboliſchem Geiſte in alle Erforderniſſe der einmal über ſich genommenen Situation fügt.

Andoche Imbert, denn ſo müſſen wir ihn jetzt nennen, bewies in ſeiner Eigenſchaft als Lehrling eine faſt unglaubliche Ungeſchicklichkeit.

Er zeigte den beſten Willen, aber dennoch waren die Lehren, Rathſchläge und Demonſtrationen des Möbelfabrikanten nicht im Stande, ihn in ſeinen Handwerk auch nur den mindeſten Fortſchritt machen zu laſſen. Dies hätte, wie uns ſcheint, Vater Sorbier, der vor allen Dingen die Handfertigkeit ſeiner Arbeiter ſchätzte, entmuthigen und ihm Widerwillen gegen dieſen Lehrling einflößen müſſen.

Aber dies war durchaus nicht der Fall und es geſchah vielmehr das Gegentheil von dem, was man hätte erwarten ſollen. Andoche Imbert erlangte allmälig über den würdigen Möbelhändler und deſſen Gattin unbedingte Herrſchaft. Vater Sorbier fühlte ſich nur in ſeiner Geſellſchaft wohl und lachte ganze Stunden lang aus vollem Halſe, wenn er ſeine Witzwörter hörte und ihn mit unnachahmlichen Accent die komiſchen Lieder von Languedoc ſingen hörte.

Andoche Imbert hatte übrigens ſtets irgend ein zartes Kompliment für Madame Sorbier in Bereitſchaft, die früher ſehr ſchön geweſen und trotz ihrer fünfzig Frühlinge noch eine ſehr angenehme Doſis Koketterie bewahrte. Eine einzige Perſon in dieſer Familie ſchien ſich dem Einfluſſe des Lehrlings zu entziehen.

Dies war Pauline.

Das junge Mädchen war für ihn, was ſie für ſeinen Vor-

gänger Simon Ragon gewesen — das heißt kalt, gleichgültig, faſt verächtlich.

Vergebens bemühte ſich der junge Mann, ſie in das geſchickt verſteckte Netz ſeiner Schelmereien, ſeiner verſtohlenen Blicke, ſeiner vergoldten Worte, ſeiner verblümten Hindeutungen zu locken. Alle dieſe Lockſpeiſen waren rein weggeworfen. Pauline bemerkte nicht einmal dieſe unfruchtbaren Anſtrengungen, ihr zu gefallen. Sie wußte nicht, daß Andoche Imbert ein weit ſchönerer junger Mann war als Simon Ragon — für ſie war er der Lehrling ihres Vaters — und zwar ein ungeſchickter Lehrling — weiter nichts.

Dies iſt übrigens ſehr einfach und leicht erklärlich.

Pauline, wir haben es bereits geſagt, war nicht allein keuſch, ſondern auch fromm.

Und dennoch ſind Keuſchheit und Frömmigkeit zuweilen ein unzulänglicher Panzer. Die unüberwindliche Aegide — der einzige unerſchütterliche Talisman gegen die Verführung iſt die Liebe und dieſe Aegide, dieſe Liebe beſaß Pauline, wie wir bereits wiſſen.

Sie liebte Iſidor Marteau — vielleicht mit ungeſtümer und exaltirter Liebe, aber mit der lebendigen und ſanften Zärtlichkeit einer Braut. Sie hatte ihm ihre Seele gegeben und dachte mit hoher Freude an den immer näher kommenden Augenblick, wo ſie ihm vor Gott und den Menſchen ganz angehören würde.

So vergingen vier Monate.

Nach Verlauf dieſer vier Monate hatte der Vicomte René d'Audiſſac noch keinen Fuß, keinen Zoll breit Terrain gewonnen.

Mit einem Worte, er war noch nicht weiter gekommen, als an dem Tage, wo er ſich unter dem Namen Andoche

Imbert in die Familie des Möbelhändlers eingeſchmuggelt hatte.

Für die Eigenliebe des jungen Wüſtlings konnte man ſich nichts Demüthigerendes denken.

Vier Monate lang in der unmittelbaren Nähe eines ſechzehnjährigen Mädchens zu leben — zu jeder Stunde des Tages ungehindert mit ihr ſprechen zu können — ohne wie ein neuer Pygmalion den Blitz des Lebens und der Liebe aus dem Marmor dieſer unempfindlichen Galathee hervorlocken zu können! — dies hieß, ſeine Demiſſion als Weltmann nehmen und die gedemüthigte Stirn auf immer unter einer Mönchskappe verbergen.

René ſuchte ſich dieſe unbegreifliche Niederlage auf die verſchiedenartigſte Weiſe zu erklären und überredete ſich endlich, Pauline ſei ein hochmüthiges, eitles Mädchen, und wenn ſie einer ſo offenbaren Liebe wie die ſeinige die Augen verſchlöſſe, ſo ſei nicht ſowohl er es, den ſie verſchmähe, als vielmehr ſeine beſcheidene Stellung als Lehrling.

Sobald dieſe Idee ſich dem Vicomte aufdrängte, hielt er mit Freuden daran feſt und überredete ſich, daß der Sieg von nun an geſichert ſei.

„Ach, ſchöne Pauline!“ rief er bei ſich ſelbſt, „es iſt die bürgerliche Eitelkeit, die Dich ſo von mir abwendet. Wohlan, dann werde ich auch durch die Eitelkeit über Dich triumphiren. Die Proletariermaske des Arbeiters verletzt Dein Auge — dieſe Maske wird fallen und wir werden ſehen, ob Du auch der Liebe des Edelmanns widerſtehſt!“

Nachdem dieſer Entſchluß einmal gefaßt war, bedurfte der Vicomte auch nicht lange Zeit, ſeinen Plan zu entwerfen und er wartete nur noch auf eine gute Gelegenheit, um ihn auszuführen.

Dieſe Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Eines Nachmittags, als Madame Sorbier eine ihrer Verwandten in der Fauxbourg St. Antoine zu beſuchen gegangen war, ſah ſich der Möbelhändler plötzlich genöthigt, in Angelegenheiten ſeines Geſchäfts ebenfalls das Haus zu verlaſſen.

René blieb daher mit Paulinen allein im Hauſe.

Nun gab ſich der Edelmann dem jungen Mädchen zu erkennen — er geſtand ihr die Liſt, die er angewendet, um ſich ihr zu nähern — er redete von ſeiner Liebe in glühenden Ausdrücken und mit jener Beredſamkeit, die ihm eigen war — er fiel vor ihr auf die Knie nieder und bat ſie, ihn nicht länger durch ihre Kälte zur Verzweiflung zu treiben und endlich ſeine vollkommene und treue Liebe durch Gegenliebe zu lohnen.

Pauline hörte dieſe lange Erklärung an, ohne das geringſte Zeichen von Unwillen oder Zorn zu verrathen.

Ihr Schweigen und das ſchnellere Schlagen ihres Herzens allein verriethen ihr Erſtaunen und ihre Bewegung.

René wollte ihre Hand ergreifen und ſie mit glühenden Küſſen bedecken.

Pauline entzog ihm ſanft dieſe Hand und antwortete einfach im ruhigſten, aber feſteſten Tone:

„Ich glaubte, mein Herr, Sie wüßten, daß ich nicht mehr mein gehöre — daß ich die Braut eines braven und würdigen jungen Mannes, Iſidors Marteau, bin, den Sie kennen.“

„Ja wohl, ich wußte es,“ rief der Vicomte, „und eben weil ich den unwürdigen Nebenbuhler kenne, den mir der Zufall gegeben hat, konnte ich nicht dulden, Sie auf dieſe Weiſe geopfert zu ſehen. — Sie, Mademoiſelle, das vollkommenſte Wunderwerk unter der Sonne, ſind nicht geſchaffen, um in einem obſcuren Stande zu vegetiren. Dem Diamanten ge-

bührt das Licht — Sie ſind geboren, um in dem erſten Range zu glänzen und Sie werden darin glänzen."

„Aber wie ſo, mein Herr, frage ich?" entgegnete Pauline.

Der junge Wüſtling dachte, nun ſei der Augenblick gekommen, um einen entſcheidenden Streich zu führen.

Ohne zu zögern, antwortete er daher:

„Ich, René, Vicomte von Audiſſac, Musketier Sr. Majeſtät des Königs, habe die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie einwilligen, mein Weib zu werden!"

Meinte es der Vicomte wirklich aufrichtig, als er dieſe Worte ausſprach und dem jungen Mädchen dieſes feierliche Anerbieten machte?

Wir glauben es kaum.

Ohne Zweifel gedachte er auf dunkelm Wege durch eine machiavelliſtiſche Hinterthür zu entwiſchen, ſobald er das erlangt haben würde, was man, wie er nicht zweifelte, einer ſo eclatanten und ſo bewieſenen Liebe wie die ſeinige nicht hätte verweigern können.

Pauline ſchien über das, was ſie ſo eben gehört, eben nicht außerordentlich erſtaunt zu ſein.

Sie machte René eine anmuthige, einfache Verbeugung, und antwortete in immer noch ruhigem geſetztem Tone: „Herr Vicomte, Ihr Antrag ehrt ein armes Mädchen, wie ich bin, mehr als ich ſagen kann und ich bin Ihnen über allem Ausdruck dafür dankbar, denn es liegt darin der Beweis einer hohen Achtung. Ich bitte Sie um einige Bedenkzeit, ehe ich Ihnen eine Antwort gebe, deren Wichtigkeit Sie wohl begreifen."

„Und dieſe Antwort," rief René, „werde ich bald erhalten?"

„Ja, Herr Vicomte, bald."

René wollte ohne Zweifel noch weiter in sie dringen.

In diesem Augenblick aber trat Paulinens Vater wieder ins Haus und seine Anwesenheit macht der Unterredung sofort ein Ende.

Sechzehntes Kapitel.

Das Souper der Musketiere.

Wenn wir auf den vorstehenden Seiten einige der hervorragenden Züge des Charakters der schönen Pauline Sorbier ans Licht zu stellen verstanden haben, so werden unsere Leser begreifen, daß dieses junge Mädchen einen für ihr Alter sehr seltenen gesunden Menschenverstand und Scharfblick besaß.

Die Erklärung des Vicomte und seine glänzenden Anträge hatten in ihr nicht eine einzige Regung weiblicher Eitelkeit erweckt.

Der Gedanke, daß es vielleicht blos auf sie ankäme, eine vornehme Dame zu werden, hatte auch nicht eine Secunde lang ihre keusche Zärtlichkeit für den Sohn des Kurzwaarenhändlers auf dem Quai de la Ferraille erschüttert.

Keine Zögerung gab sich in ihrem Gemüth kund — sie sagte sich nicht einmal, daß sie Isidor Marteau ein großes Opfer brächte.

Der Weg, den sie zu verfolgen hatte, schien ihr vollständig vorgezeichnet zu sein und es fiel ihr nicht ein, sich davon zu entfernen. Sie fragte sich blos, auf welche Weise sie sich zu benehmen hätte, um sich der sonderbaren Lage zu entziehen, in welche sie sich versetzt sah.

Sie durfte nicht daran denken, ihrem Vater oder ihrem

Bräutigam nur ein Wort von dem zu ſagen, was vorgefallen war.

In dem einen wie in dem andern Falle konnte eine ſolche Mittheilung ein ärgerliches Aufſehen erregen und das war das, was Pauline vor allen Dingen zu vermeiden wünſchte.

Was ſollte Sie thun?

In ihrer Bedrängniß betete das junge Mädchen zu Gott, daß er ihr zu Hülfe kommen und ſie erleuchten möge.

Gott erleuchtete ſie auch in der That, indem er ihr eine plötzliche Inſpiration ſendete.

„Mama," ſagte Pauline zu ihrer Mutter, ſobald die würdige Frau wieder nach Hauſe kam, „nimm Deinen Mantel und begleite mich."

„Wohin denn, mein Kind?"

„In die Kirche von St. Germain l'Auxerrois."

„Und was willſt Du da machen? Heute iſt doch weder Sonntag noch Feſttag."

„Ich wünſche mit dem Herrn Pfarrer zu ſprechen; er iſt, wie Du weißt, mein Beichtvater."

Madame Sorbier entgegnete kein Wort, ſondern begleitete ihre Tochter nach der Kirche.

Pauline bat den ehrwürdigen Prieſter ſie anzuhören.

Im Beichtſtuhle erzählte ſie ihm nun alles und bat ihn um ſeine Vermittlung, um ſie der unermeßlichen Verlegenheit zu entreißen, in welcher ſie ſich befand.

Sofort, nachdem dem Prieſter dieſe vertrauliche Mittheilung gemacht worden, begab er ſich nach dem Hotel der grauen Musketiere und verlangte, mit dem Marquis von Hochedieu, Kapitainlieutenant der Compagnie zu ſprechen, in welcher der Vicomte René d'Audiſſac diente.

Mit wenigen Worten ſetzte er dem alten Krieger die That-

ſachen, welche der Grund ſeines Beſuches waren, auseinander und bat ihn, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel anzuwenden, um einem drohenden Skandal vorzubeugen.

Der Marquis von Hochedieu drehete lächelnd ſeinen weißen Schnurrbart und antwortete, er werde einem ſo billigen Verlangen unverweilt entſprechen.

Eine Stunde ſpäter erſchien ein Musketier in Civilkleidung in der Wohnung der Familie Sorbier und überreichte dem Lehrling Andoche Imbert einen mit einem großen rothen Siegel verſchloſſenen Brief.

Pauline ging in dem Augenblick, wo René dieſen Brief öffnen wollte, an ihm vorüber und ſagte ganz leiſe:

„Das iſt meine Antwort.“

Der Vicomte erbrach vor Erſtaunen ganz außer ſich raſch das Siegel. Das durchweg von der Hand des Kapitain — Lieutenant verfaßte Schreiben kündete ihm an, daß die zwei letzten Monate ſeines ſechsmonatlichen Urlaubs zurückgenommen ſeien und daß er ſich auf der Stelle in dem Hotel der Musketiere einzufinden habe, um einen vierzehntägigen Arreſt anzutreten. Der Befehl war präcis und in aller Form abgefaßt, ſo daß an eine Nichtbeachtung deſſelben gar nicht zu denken war.

René machte gedemüthigt, gekränkt und wüthend, dennoch gute Miene zum böſen Spiel und verhehlte die gemeine Wuth, die ihn verzehrte, ſo gut er konnte.

Er theilte Vater Sorbier mit, daß ein unvorhergeſehenes Ereigniß ihn nöthige, Paris auf der Stelle zu verlaſſen, der ſchönen Pauline ſagte er ein ironiſches Lebewohl und verließ das Haus, in welches er die Schande zu tragen gehofft — indem er ſich vornahm, früher oder ſpäter für ſeine Niederlage eine eclatante Rache zu nehmen.

Am Abend deſſelben Tages ſtattete der Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois der Familie Sorbier einen Beſuch ab.

Er nahm Paulinens Eltern bei Seite und führte ſo vollwichtige Gründe für die Beſchleunigung der Verheirathung ihrer Tochter an, daß ſogleich beſchloſſen ward, die Hochzeit, anſtatt ſie noch zwei oder drei Monate hinauszuſchieben, ſchon nach Verlauf von drei Wochen zu feiern.

Mittlerweile verſtrichen vierzehn Tage.

Der Marquis von Hochedieu hob Renés Arreſt auf, nachdem er ihn zu ſich kommen laſſen und ihn eindringlich ermahnt hatte, in Zukunft mehr Verſtand und ein beſſeres Verhalten an den Tag zu legen.

René lud — um ſeine Freilaſſung zu feiern, aber auch in einer andern Abſicht, die wir bald erfahren werden — etwa zwanzig ſeiner Kameraden an demſelben Tage zu einem großen Diner ein.

Dieſes Mahl fand in dem ſogenannten Goldenen Wagen in der Rue Saint-Honoré bei einem berühmten Speiſewirth ſtatt, von welchem wir in andern Werken ſchon oft geſprochen haben.

Die Gerichte waren auserleſen und die ausgewählteſten und beſten Weine machten in reichlicher Fülle die Runde.

Bald gab ſich die tollſte Heiterkeit kund.

In dem Augenblick, wo das Deſſert auf der Tafel erſchien, war René von allen dieſen jungen Leuten der einzige, der ſeine Kaltblütigkeit noch vollſtändig bewahrt hatte.

„Meine Herren," ſagte er, indem er ſich erhob, „ich bitte Sie um einen Augenblick Ruhe und Aufmerkſamkeit, um Ihnen eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit zu machen —"

Trotz der immer noch steigenden Trunkenheit der Gäste, schwieg doch alles Geräusch wie auf einen Zauberschlag.

René verneigte sich, um seinen Kameraden zu danken; dann hob er wieder an:

„Ein Edelmann, den Sie alle kennen — ein Musketier von unserer Compagnie — hat kürzlich eine jener Beleidigungen erfahren, die man nicht verzeihen kann. Er ist mit jenem Spott überhäuft worden, der sich niemals verwischen läßt, weil man ihn nicht in Blut abwaschen kann! Der Beleidiger ist ein Mädchen und der Musketier, von welchem ich spreche, ist von ihr verspottet, verhöhnt, zum Narren gehalten worden."

„Was!" riefen einige Stimmen, „ist das vielleicht ein Mährchen aus der andern Welt, welches Du uns da erzählst, Vicomte?"

„Das ist ja ganz unwahrscheinlich!"

„Abgeschmackt!"

„Unmöglich!"

René wartete bis das Geräusch sich ein wenig gelegt hatte, was nicht lange dauerte, dann fuhr er fort: „Unwahrscheinlich, es sei — abgeschmackt, ich bin damit einverstanden! — unmöglich, ich leugne es nicht. Auf alles dies meine Herren, habe ich nur ein einziges Wort zu entgegnen: Der fragliche Edelmann bin ich!"

Auf diese Worte folgte ein unbeschreiblicher Tumult. Wilde Ausrufungen und Fragen durchkreuzten sich von allen Seiten des Saals.

„Du Vicomte!"

„Verspottet!"

„Verhöhnt!"

„Zum Narren gehabt!"

„Und noch dazu von einem jungen Mädchen!“

„Da Du es uns versicherst, so glauben wir es, aber es ist in der That stark!“

„Und wenn jeder Andere, als Du es uns sagte, so wären unsere Degen schon entblößt, um die Ehre der Compagnie im Allgemeinen und die Deinige im Besondern zu rächen.“

„Ich bitte Sie, meine Herren, mich zu Ende zu hören,“ fuhr René fort.

„Still! still! Ruhe! Ruhe!“

Der Vicomte erstattete nun einen ausführlichen Bericht über alle die Vorfälle, welche unsere Leser bereits kennen, von dem Tage an, wo er Simon Ragon aus dem Châtelet befreit und wo er seinen Platz in dem Hause der Familie Sorbier eingenommen, bis zu dem Augenblick, wo die schöne Pauline auf die Erklärung seiner Liebe und auf das Anerbieten seiner Hand durch den gebieterischen Brief des Kapitainlieutenants der grauen Musketiere geantwortet hatte.

„Das ist aber noch nicht alles,“ setzte René hinzu. „Gestern habe ich erfahren, daß Paulinens Hochzeit eher gefeiert werden soll als eigentlich bestimmt war und daß in acht Tagen dieses Mädchen, der ich die Ehre erzeigte, sie zu bemerken, diesen Isidor Marteau heirathen wird, diesen elenden Krämer, diesen gemeinen Menschen, dessen Name mir den Mund verunreinigt.“

„Ich frage Sie nun, meine Herren, kann ich mich wohl kaltblütig in eine solche Lage fügen, die für meinen Stolz und für meine Liebe doppelt demüthigend, doppelt unerträglich ist? — Ja, für meine Liebe, denn ich liebe dieses Mädchen immer noch, trotz ihrer unwürdigen Handlungsweise gegen mich. — Kann ich sie in den Armen eines Nebenbuhlers sehen? Und welches Nebenbuhlers? Wenn nur dieser Unglückliche ein

halber Edelmann wäre, ſo würde ich, wie dunkel und zweifelhaft ſein Adel auch ſein möchte, dieſe Angelegenheit mit ihm durch den Degen und im ritterlichen Zweikampfe ſchlichten! — Aber es giebt Menſchen, die man nur mit Stockſchlägen züchtigen kann. Sie ſehen alſo meine Herren, daß mir alles entſchlüpft, ſelbſt die Rache — denn ich kann mich an Niemandem rächen. Was ſoll ich nun thun? Sie ſind meine Freunde — die Ehre der Compagnie iſt in meiner Perſon compromittirt — kommen Sie mir zur Hülfe! — unterſtützen Sie mich durch Ihre Rathſchläge! Thun Sie mit einem Wort für mich, was ich für Jeden von Ihnen thun würde, wenn Sie, was Gott verhüten möge, ſich in einer ſolchen Lage befänden."

Der Vicomte ſchwieg.

„Ja wohl, ja wohl," riefen die Musketiere wie aus einem Munde, „Deine Sache iſt auch die unſere! — wir treten für Dich ein! — wir werden Dich unterſtützen — wir werden Dich rächen."

„Aber wie?" fragte René.

Dies ſcheint mir ſehr einfach," antwortete der Baron von Chantocé, einer der klügſten Köpfe der Compagnie; „um die beleidigende Verachtung, die dieſe Bürgerdirne Dir angethan, zu büßen, muß ſie Deine Liebe befriedigen und ich verſpreche ſie Dir."

„Chantocé! mein Freund," rief der Vicomte, „überlegſt Du auch, was Du ſagſt?"

„Ich überlege es und bin meiner Sache gewiß."

„Aber worin beſteht Dein Plan?"

„Er iſt in meinem Gehirn noch nicht genugſam entwickelt, daß ich damit ans Licht hervortreten könnte — aber noch ein-

mal — zähle auf mich und auf uns. Die Hochzeit Deiner Infantin ſoll alſo in acht Tagen gefeiert werden?“

„Ja.“

„Wohlan! Ich behaupte, daß noch ehe acht Tage um ſind, die Braut des Stecknadelkrämers die Maitreſſe des Musketiers ſein wird. Nur zu glückliches Opfer, ſie wird bei dem Tauſche nichts verlieren und es iſt dies eigentlich für ſie gar keine Strafe.“

„Aber wenn die Hoffnung, die Du mir machſt, getäuſcht werden ſollte!“

„Sei unbeſorgt, ich ſtehe für alles.“

„Noch aber haben wir etwas ſehr Wichtiges — ich möchte vielmehr ſagen unumgänglich Nöthiges zu beobachten.“

„Und dies wäre?“

„Ueber Das, was heute Abend bei dieſem Souper vorgegangen iſt, muß von uns allen das tiefſte Schweigen beobachtet werden. Der Kapitainlieutenant darf nicht das Mindeſte von unſern Plänen erfahren, weil er ſie ſonſt ſofort dadurch vereiteln würde, daß er uns alle in Arreſt ſchickte. Wenn ein einziges indiscretes Wort geſprochen wird, ſo iſt alles verloren.“

„Wir werden ſtumm ſein!“ antwortete René.

„Stumm wie das Grab!“ riefen die jungen Leute, „wir ſchwören es! wir ſchwören es!“

Nach dieſen feierlichen Schwur begann das einen Augenblick unterbrochene Zechen von Neuem und toller als vorher.

Nach Verlauf einer Stunde verdienten die Musketiere mit Einſchluß des Vicomte René ihren Namen zwiefach.

Wir wollen damit ſagen, daß ſie doppelt grau waren und ſich mit rührendem Wetteifer unter der Tafel herumwälzten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine dramatiſche Entwickelung.

Während mehrerer, auf das von dem Vicomte René von Audiſſac den Musketieren gegebene Souper, folgenden Tage beſchäftigte ſich Herr von Chantocé unabläſſig mit dem Combiniren des Plans, von welchem er den vollſtändigſten Erfolg erwartete.

„Dieſe Bürgersleute," ſagte er zu René, „haben die Gewohnheit, ſich an einem Hochzeitstage auf ziemlich geräuſchvolle Weiſe zu beluſtigen. Ich muß zu erfahren ſuchen, wo ſie ihr Hochzeitsmahl und den Ball ſtattfinden laſſen werden."

René beauftragte ſogleich einen geſchickten Spion, durch welchen er fortwährend von allem unterrichtet ward, was in der Familie Sorbier vorging.

Schon den andern Morgen konnte er Herrn von Chantocé mittheilen, daß die klaſſiſche Wellenmühle der auserſehene Ort ſei, an welchem nach der Trauungsceremonie die Luſtbarkeiten begangen werden ſollten.

„Ganz herrlich," entgegnete der Baron, „theile unſern Freunden mit, lieber Vicomte, daß ich ihnen heute Abend im Goldenen Wagen ein Souper geben und dort meine Pläne auseinander ſetzen werde."

Alle brannten vor Begier, die Einzelnheiten des pikanten

Abenteuers zu vernehmen, welches ſich vorbereitete und bei welchem ſie ebenfalls Rollen zugetheilt zu erhalten hofften.

Ebenſo wie bei dem frühern Souper ward nicht eher von der Sache geſprochen, als bei dem Deſſert.

Als aber der Champagner mit den Früchten und Zuckerwerk auf der Tafel erſchien, erhob ſich Herr von Chantocé und bat um allgemeine Aufmerkſamkeit, die ihm, wie man wohl denken kann, nicht verweigert ward.

„Meine lieben Kameraden," ſagte er, „ich habe mich uns allen gegenüber neulich Abends verbindlich gemacht, die Ehre eines der Unſeren zu rächen und unſern Freund in den Stand zu ſetzen, gerechte Repreſſalien an einer Griſette zu nehmen, deren Benehmen hier weiter auszuführen mir der Anſtand verbietet.

„Was ich verſprochen habe, werde ich halten."

„Montag Vormittag — das heißt in drei Tagen — heirathet die ſchöne Pauline Sorbier den Kurzwaarenhändler Iſidor Marteau. Montag Abend werden wir Pauline Sorbier vor den Augen ihres Dummkopfes von Ehemann hinweg entführt und den Armen des Vicomte René von Audiſſac überantwortet haben."

„Bravo! bravo!" riefen die Musketiere, „Chantocé iſt die Zierde unſerer Compagnie!"

Der Baron grüßte mit verſtellter Beſcheidenheit und hob wieder an:

„Der Erfolg iſt ſicher — folgendes iſt das Mittel, durch welches wir ihn erreichen werden."

„Die Wellenmühle iſt der Ort, wo die Hochzeitsluſtbarkeiten ſtattfinden werden."

„Schon den Abend vorher wird einer von uns in Civilkleidung einige Zimmer in derſelben Reſtauration beſtellen

und zur Feier der Vermählung eines ſeiner Vettern eine große Mahlzeit anordnen.“

„Den Tag darauf, an demſelben Tage, wo Marteau Hochzeit macht, kommen wir in zwei oder drei Trupps ebenfalls an.“

„Die Geliebte eines von Euch — die weiß gekleidet ſein und für den vorliegenden Fall eine jungfräulich beſcheidene Miene annehmen und mit den herkömmlichen Orangenblüthenſtrauß geſchmückt ſein muß — wird die Rolle der Braut ſpielen.“

„Einige von uns — unter welchen René ſich befinden wird — müſſen ſich maskiren und ein charakteriſtiſches Coſtüm tragen, unter welchem ſie ihre Degen verſtecken können.“

„Die Andern tragen das Feſttagscoſtüm der Handwerker und Bürger.“

„In Folge dieſer Verkleidungen und Vorſichtsmaßregeln iſt es abſolut unmöglich, daß auch nur der mindeſte Verdacht entſtehe.“

„Ein Wagen wird ganz in der Nähe ſein — ein alter unſcheinbarer Fiaker, aber mit vortrefflichen Pferden beſpannt und von einem unſerer Leute geführt.“

„Wir miſchen uns unter die Gäſte der wirklichen Hochzeit — wir plaudern — wir lachen — wir ſcherzen mit dieſen gemeinen Kerlen — bis wir plötzlich auf ein gegebenes Signal die ſchöne Pauline umringen und vier Musketiere ſie nach dem Fiaker tragen, während die Uebrigen von uns da nöthig den Degen ziehen, um den Rückzug der Räuber zu decken.“

„In dem Wagen findet Pauline den Vicomte.“

„Die ſchöne Spröde wird vielleicht ſchreien — ohne Zweifel weinen — ſie wird vielleicht ſogar ohnmächtig werden (Ihr ſehet, daß ich ſelbſt den ſchlimmſten Fall annehme) —

dann aber wird ſie ſich doch tröſten. — Auf die Thränen wird Lächeln folgen — die Sammetpfote der Katze wird an die Stelle der ſcharfen Kralle der Tigerin treten und die intereſſante Braut unter Stöhnen und Seufzen der Luſt begreifen, daß ein Musketier beſſer iſt, als zehn ſolche Bürgerbengel.“

„Das iſt mein Plan in ſeiner Einfachheit.“

„Ganz gewiß bedurfte es keiner großen Anſtrengung der Phantaſie um ihn zu faſſen, indeſſen lege ich ihn ſo wie er iſt, Ihrer Beurtheilung vor, meine Herren, was ſagen Sie dazu?“

Der bündige und lichtvolle Vortrag des Barons von Chantocé ward, um mit den Worten der politiſchen Berichte des Moniteur und mit den Theaterfeuilletons der kleinen und großen Journale zu ſprechen, mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, deſſen Schilderung unmöglich iſt.

Gern hätte man den Musketier im Triumph nach Hauſe getragen.

Einige der größten Hitzköpfe ſtellten einen darauf bezüglichen Antrag, der Baron aber war ſo beſcheiden, dieſe allzu frühe Ovation abzulehnen.

Nicht eine einzige Stimme erhob ſich, um irgend einen Einwand geltend zu machen.

Dieſe zügelloſen jungen Leute, die von ihrer Kindheit an daran gewöhnt waren, ſich für etwas weit Beſſeres zu halten, als die Bürger und Bauern, von denen ſie glaubten, dieſelben ſeien nur da, um Steuern zu zahlen und Frohndienſte zu leiſten, nahmen dieſe Idee eines tollköpfigen Kameraden mit lärmender und nicht enden wollender Freude auf und verſprachen ſich, mit ihren beſten Kräften dabei mitzuwirken. Es blieben nur einige nähere Ausführungsbeſtimmungen zu regeln übrig.

Dieſen Details widmete man die beiden Tage, die noch bis zu dem zur Hochzeit beſtimmten Montag verſtreichen mußten.

Endlich war dieſer Montag da.

Alles war bereit.

Die Musketiere — einige in bürgerlicher Kleidung, die übrigen verkleidet und maskirt — hatten ſich in Geſellſchaft eines halben Dutzends Choriſtinnen und Ballettänzerinnen der Oper, welche die Braut und deren Familie repräſentirten, ſchon ſeit dem Morgen in der Wellenmühle eingefunden.

Der Fiaker wartete — es war ein alter unſcheinbarer Fiaker — beſpannt mit zwei ungemein ſchnellen edlen Roſſen, welche ſich des gemeinen Geſchirres zu ſchämen ſchienen, welches ihre glänzende ſeidenweiche Haut durch ſeine Berührung beſchmutzte.

Der Tag war herrlich.

Die Sonne glänzte am wolkenloſen Firmament, die Seine wälzte zwiſchen ihren grünigen, blumigen Ufern ihre friedlichen Wellen, die ſo blau und durchſichtig waren, wie der blaue Himmel, den ſie wiederſpiegelten.

Die Umgebungen der Wellenmühle wimmelten von Menſchen.

Die um das große Lokal gleich Trabanten um einen Planeten umhergeſtreuten kleineren Reſtaurationen reichten kaum hin, die ungewohnte Maſſe luſtiger fröhlicher Menſchen zu faſſen.

Die Urſache dieſer Erſcheinung war folgende:

Zwei Hochzeiten — die eine war die der Tochter der Herbergsmutter der Schloſſergeſellen mit einem Maurermeiſter —

die zweite die eines großen Flußschiffers mit einer Krämerin aus der Faubourg St. Marceau — hatten an diesem Tage eine Menge kräftiger Arbeiter — Schmiede — Fischer — Zimmerleute — Steinmetzger und dergleichen nach der Wellenmühle und in deren Umgebungen geführt.

Alles lachte, trank und freuete sich, so gut es konnte.

Die Musketiere warteten mit Ungeduld.

Endlich war es Mittag.

Nun sah man in vier Carossen Isidor Marteau und die schöne Pauline Sorbier mit ihren Begleitern ankommen.

Die Freunde und Verwandten hatten kaum Platz in den vier ungeheueren Wagen, welche jeder acht Personen faßten.

Zwei Stunden vorher hatte der gute Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois den jungen Leuten den Segen der Kirche ertheilt und ihren Bund geschlossen.

Pauline stieg mitten unter einer dichtgedrängten Menge aus, welche herbeigelaufen war, um sie zu sehen, denn der Ruf ihrer Schönheit war unter den Bürgersleuten von Paris allgemein verbreitet.

Sie erschien weißgekleidet und so strahlend, so bescheiden und doch so blendend, daß sich überall, wo sie vorüberkam, ein Murmeln der Bewunderung hören ließ.

Isidor Marteau, der einen ungeheuern Blumenstrauß in seinem Knopfloch trug, folgte seiner jungen Frau Schritt um Schritt.

Der brave junge Mann war roth wie der Kamm eines Hahns und schien von seinem Glück ganz aufgeblähet zu sein.

Der Vicomte von Audissac, der nicht weit von der Thür der Wellenmühle neben dem Baron von Chandocé stand, ward bleich unter seiner Maske, ergriff seinen Freund bei der Hand und drückte dieselbe krampfhaft.

„Ha, wirklich,“ murmelte der Baron ſeinem Freund René in's Ohr, „ſie iſt wirklich ſo ſchön, daß man bei ihrem Anblick wahnſinnig werden könnte. Mordieu! für ein ſolches Weſen ließe man ſich gern die Knochen zerſchlagen.“

„Nicht wahr?“ entgegnete René ebenfalls in leiſem Tone.

„Glücklicher! In einigen Stunden wird dieſe ganze Schönheit Dir gehören. Offen geſprochen, ich möchte gleich an Deiner Stelle ſein.“

„Aber wenn unſer Unternehmen mißlänge!“ hob der Vicomte wieder an.

„Ach ſchweig doch, das iſt ja unmöglich! Alle meine Maaßregeln ſind getroffen und gut getroffen. Sei unbeſorgt!“

Man ſchmauſte luſtig in beiden Sälen und ſehr lange.

Wie lange aber auch ein Schmaus dauern möge, ſo muß er doch einmal ein Ende nehmen.

Die Hochzeitsgäſte Marteau's leerten noch einmal die Gläſer auf die Geſundheit der Neuvermählten und dann begann in dem größten Saale der Wellenmühle der Ball.

Sobald als die Tänze im Gange waren, miſchten ſich die Musketiere allmälig unter die Bürger.

Anfangs wunderte man ſich über die fortwährend im Zunehmen begriffene Anzahl der Masken, welche zum Vorſchein kamen, aber es fiel Niemandem ein, deswegen ängſtlich zu ſein, denn damals waren dergleichen Verkleidungen ſelbſt am hellen lichten Tage und außer der Carnevalszeit ſehr gewöhnlich.

Uebrigens waren die koſtbar und wunderlich gekleideten Masken heiter, luſtig und trugen zu der Beluſtigung der Gäſte viel bei.

René trug ein Armeniercoſtüm. Unter dieſer Verkleidung nahm ſich die Zierlichkeit ſeines Wuchſes ſehr vortheilhaft aus.

Er wagte, ſich der ſchönen Pauline zu nähern und ſie um eine Menuet zu bitten.

Die Braut willigte ein, mit ihm zu tanzen.

Dies war der Augenblick, den der Baron von Chantocé erwartete.

Kaum hatten die beiden Violinen und die Flöte, aus welchen das Orcheſter beſtand, angefangen zu präludiren, als der Baron dreimal in die Hände klatſchte.

Auf dieſes Signal faßte René, den die vier Musketiere ſofort umringten, Paulinen in ſeine Arme und eilte nach der Thür.

Gleichzeitig bildeten etwa zwanzig der Mitverſchworenen eine lebende Schranke zwiſchen den Räubern und den Hochzeitsgäſten.

Nun begann ein Auftritt, der leichter zu denken als zu beſchreiben iſt.

Iſidor Marteau und Vater Sorbier ſtürzten ſich voll Wuth und Verzweiflung und von allen ihren Verwandten und Freunden unterſtützt, auf die Musketiere.

Dieſe aber widerſtanden dem Anprall, auf welchen ſie ſich bereits gefaßt gemacht hatten.

Die Bürger wichen zurück, aber blos um ſofort den Angriff zu erneuern.

Sie hatten ſich Waffen aus Allem gemacht — aus Stühlen — aus Tiſchen — aus zerſchlagenen Bänken.

Die Musketiere zogen die Degen.

Das Handgemeng ward furchtbar und von beiden Seiten floß Blut.

Mittlerweile entfernten ſich René und die andern Räuber der Braut, ohne auf das geringſte Hinderniß zu ſtoßen.

Pauline, die ohnmächtig geworden war, konnte nicht um Hülfe rufen.

Die Unglückliche war beinahe verloren — noch wenige Secunden und ſie wäre in dem Fiaker und folglich der Willkühr der Musketiers preisgegeben geweſen.

Iſidor Marteau begriff das Drohende der Gefahr.

Durch die Thür hinauszukommen war unmöglich — er öffnete das Fenſter und ſprang auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, aus der erſten Etage hinunter.

Die bewußtloſe Pauline war hundert Schritt von ihm entfernt in den Armen der Musketiere, welche ſie forttrugen, deren Bewegungen aber durch die leichte Bürde doch ein wenig gehemmt wurden.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie Iſidor ſo laut er konnte, „Hülfe! Hülfe! Man will meine Braut entführen! Arbeiter und Bürger! zu Hülfe gegen die Edelleute!“

Dieſer Ruf hatte eine herrliche Wirkung zur Folge. Aus allen Reſtaurationen und Wirthshäuſern eilten ſofort die zahlreichen Arbeiter herbei, von denen wir geſprochen haben. Sie ſchwangen Stöcke, Stuhl- und Schemelbeine und ſogar Bratſpieße.

Sie ſtürzten ſich auf René und die vier Musketiere, welche einen Wall um ihn bildeten und vergebens ihre funkelnden Klingen in der Sonne blitzen ließen.

Binnen einer Secunde flogen die dünnen Klingen unter den ungeſtümen Hieben der Stöcke und Knüppel in Splitter.

Die Musketiere waren tapfer wie Löwen.

Sie verrichteten Wunder, die einer beſſern Sache würdig geweſen wären, aber endlich mußte die Tapferkeit der Ueberzahl unterliegen.

Umzingelt und immer dichter eingeſchloſſen, mußten ſie an

den Rückzug denken und ließen in den Händen ihrer Feinde Fetzen ihrer Kleider zurück, während sie den Rasen mit dem Blute tränkten, welches aus ihren zahlreichen Wunden hervorströmte.

Ein Einziger hielt Stand gegen die immer noch wachsende Menge.

Es war René.

Mit einem Arme hielt er den bewußtlosen Körper der schönen Pauline umschlungen — mit der andern hielt er den Stumpf seines Degens und vertheidigte sich.

Dieser ungleiche entsetzliche Kampf dauerte mehrere Minuten.

Während dieser Zeit hielt der in seiner schändlichen That heldenmüthige Edelmann seine Angreifer in Schach.

Die Musketiere, welche wir Mann gegen Mann mit den Bürgern in dem Saale der ersten Etage kämpfend verlassen haben, hörten das Wuthgebrüll der Menge und machten einen Ausfall.

Vielleicht hätten sie René befreiet.

Ein von hinten auf den Kopf des jungen Mannes geführter Hieb mit einem schweren Knüppel beendete jedoch den Kampf ehe noch die Hülfe zur Stelle war.

René stürzte zu Boden.

Pauline ward seinen erstarrten Armen entrissen und ihrem Gatten und ihrem Vater wiedergegeben.

Die Musketiere, welche sahen, daß ihr Unternehmen gescheitert war und keine Lust empfanden, sich todtschlagen zu lassen, zogen sich mitten unter dem Hohn- und Siegesgeheul der Bürger und Arbeiter in guter Ordnung zurück.

Nun riß man dem Armenier die Maske ab und Vater

Sorbier erkannte — Gott weiß, mit welcher Ueberraſchung! — die Züge ſeines ehemaligen Lehrlings Andoche Imbert.

Der Vicomte René d'Audiſſac war todt.

Dies war die tragiſche Entwickelung einer Epiſode in der Geſchichte der Wellenmühle.

Die Familie des Vicomte wollte die Mörder gerichtlich verfolgen, der Marquis von Hochedieu aber kannte die ganze Wahrheit und bewog die Eltern des Getödteten im Intereſſe ihrer eigenen Ehre, dieſe beklagenswerthe Angelegenheit ruhen zu laſſen.

Mehrere der Musketiere wurden auf Befehl zu ihren Familien zurückgeſchickt und Herr von Marville, der Polizeilieutenant, erließ eine Ordonnanz, welcher das Parlament ſeine Zuſtimmung gab und wodurch allen verkleideten und maskirten Individuen verboten ward, künftig auf Bällen und Hochzeitsſchmäuſen zu erſcheinen.

Das Datum dieſer Ordonnanz iſt vom 24. October 1741.

Achtzehntes Kapitel.

Die Eheleute Gelinotte.

Wir haben drei der ehrenwertheſten Perſonen dieſer Geſchichte, den Chevalier La Bricole, Don Gusman de Tulipano und Gerſtenkorn verlaſſen, als ſie eben im Begriff ſtanden, ſich nach der Wellenmühle zu begeben, um hier die Oertlichkeit zu ſtudiren und die zu der projektirten Entführung Nannettens Lollier nöthigen Anſtalten zu treffen.

Suchen wir ſie jetzt wieder in der grünen Laube auf, wo

ſie ſich, nachdem ſie ſich gegenſeitig begrüßt, vor eine große Schüſſel mit Hammelcoteletts und Pfeffergurken, ſo wie vor ein wahres Gebirge von gebackenen Gründlingen niederſetzten.

Von dieſer Laube aus konnten ſie Alles hören und ſehen, was vor der Thür und in dem Garten vorging, der durch eine Menge grüne Hecken und Zäune in lauter kleine Abtheilungen getheilt war.

Ihr Beobachtungsplatz war ein ganz vortrefflicher. — Bleiben wir daher bei ihnen, obſchon ihre Geſellſchaft eine leider ſehr ſchlechte iſt und laſſen wir, nachdem wir unſern Leſern eine der dramatiſchſten Epiſoden der Wellenmühle erzählt haben, ſie einer jener komiſchen Scenen beiwohnen, deren Schauplatz dieſe Localität faſt alle Tage war.

Wenn das, was wir jetzt ihnen vorführen werden, einem Vaudeville gleicht, ſo iſt das nicht unſere Schuld.

Der Eigenthümer der Wellenmühle hieß Thomas Gelinotte.

Er war ein kleiner kugelrunder Mann mit rothkupferigem Geſicht — auf dem beſten Wege, ſein Glück zu machen und ſchon mit dem Gedanken umgehend, ſich nächſtens mit ziemlich zwölftauſend Livres Renten zur Ruhe zu ſetzen.

Seine Frau, Madame Gelinotte, war ziemlich vierzig Jahr alt. Man ſah ihr aber ihr Alter nicht an und nach ihrer ſchlanken, geſchmeidigen, behenden und noch ſehr koketten Erſcheinung zu urtheilen, hätte ſie man ſie höchſtens vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahr alt gehalten.

Gelinotte war nicht eiferſüchtig und war es niemals geweſen. — Seine Frau, ſagte man, hatte in früherer Zeit nicht ermangelt, dieſes wohlwollende Vertrauen ihres Gatten, der nichts geſehen und nichts hatte ſehen wollen, ein wenig mehr zu benutzen, als recht und billig war.

Ganz gewiß war er ein geſcheidter Mann, dieſer Wirth der Wellenmühle.

Madame Gelinotte erſchien auf der Schwelle.

Sie trug ein kirſchfarbenes Mieder — einen bunten großblumigen Rock — ein Sammtband um den Hals, eine Spitzenhaube und ein halbes Dutzend Löckchen an den Schläfen, die mit kleinen feuerfarbenen Schleifen geſchmückt waren. Ihre Arme waren blos.

„Marinette!“ rief ſie, „Marinette, wo biſt Du?“

„Hier bin ich, Tante,“ antwortete eine friſche Stimme und aus dem Hintergrunde des Gartens kam Madame Gelinottens Nichte, eine hübſche vierzehn- oder fünfzehnjährige Brünette, herbeigeſprungen.

„Was machſt Du denn da unten?“ fragte die Wirthin.

„Ich habe dem Liebespaare, welches dort einen kleinen Hecht mit Salat ſpeiſt, eine Flaſche blauken Wein hingetragen.“

„Und anſtatt raſch wiederzukommen haſt Du Dich hinter dem Gebüſch verſteckt, um zu horchen, was ſie ſagten.“

„Ja, liebe Taute, durch's Horchen kann man Allerlei profitiren. Man muß ſeinen Geiſt bilden und ich liebe es, mich zu unterrichten.“

Madame Gelinotte fing an zu lachen.

„Du weißt ſchon genug,“ ſagte ſie.

„O meine Tante,“ antwortete Marinette mit komiſcher Ehrerbietung, „ſo gelehrt wie Du bin ich noch lange nicht.“

„O davon iſt nicht die Rede.“

„Willſt Du etwas von mir, liebe Tante?“

„Ohne Zweifel.“

„Was denn?“

„Sage der dicken Simon, ſie ſolle Dir ein halbes Hundert Krebſe geben.“

„Ich will ſogleich hingehen.“

„Wähle die kleinſten.“

„Ich verſtehe ſchon. — Sie ſind wohl für einen Bürger, für einen Procurator beſtimmt?“

„Ja, Herr Picon, der Procurator, iſt mit einem ſeiner Freunde oben.“

„Herr Picon? Iſt das nicht der Gemahl der ſchönen Dame, die allemal ſo freundlich gegen mich iſt, wenn ſie hierher kommt?“

„Ganz recht; wenn er Dich vielleicht zufällig fragen ſollte, ſo laß Dir nicht etwa einfallen, ihm zu ſagen, daß ſeine Frau geſtern mit dem jungen Hofrath und vorgeſtern mit dem Muſiker vom Opernorcheſter hier ſoupirte.“

„Ach, bin ich denn ſo ſchwatzhaft! Sage ich wohl meinem Onkel etwas davon, wenn Du mich mit nach Paris nimmſt, um einzukaufen, und wir mit jenem langen Secretair oder mit dem dicken Schweizer frühſtücken?“

„Darüber beklage ich mich auch nicht — Du biſt ein gutes Mädchen.“

„Wenn man in einem Hauſe wie dieſes nicht ein wenig zu ſchweigen verſtünde, ſo könnte man bald eine ganze Stadt in Aufruhr bringen.“

„Ja, es iſt ſehr wichtig, den Mund zu halten!“

„O das begreife ich ſehr wohl, ſo jung ich auch noch bin. Sieh, liebe Tante, alle dieſe Herren, welche mit Damen hierher kommen, möchten nicht, daß ihre Frauen mit Herren hierher kämen.“

„Das iſt wahr.“

„O wie böſe war neulich der alte Arzt, als er da oben

bis vierzehn Jahren, der eine viel zu weite und zu lange Livree trug. Die Neuangekommenen waren jung und sehr hübsch. Sie besaßen keine regelmäßige Schönheit, wohl aber jenen pikanten Reiz und jene herausfordernde Grazie, welche die Pariserinnen so verführerisch macht.

Ihr Costüm war ziemlich kokett und extravagant.

Sie hatten Weiß und Roth und Schönpflästerchen aufgelegt — die Absätze ihrer Schuhe waren so hoch, daß sie nicht ohne jene Ungewißheit und jenes Schwanken gehen konnten, welches Retif de la Bretonne als den hervorstechendsten Reiz in dem Gange einer Dame betrachtete.

Die starkriechenden Stoffe, mit welchen sie sich parfümirt hatten, erfüllten die Luft zehn bis zwölf Schritte in der Runde.

Ihre Kleider verschwanden fast unter der ungeheuren Menge von Spitzen und Bändern.

Jede hielt einen mit bunten Fabelbildern bemalten Fächer in der Hand.

„Almanzor," sagte eine dieser Frauen, die hübscheste, deren schöne schwarzen Augen einen fast an Dreistigkeit grenzenden kühnen Ausdruck hatten — „Almanzor — Lakai — kleiner Lakai — komm doch hierher."

„Was befehlen Sie, Madame?" fragte der Knabe indem er sich seiner Herrin näherte.

„Sage dem Kutscher, daß er etwa hundert Schritt von dem Hause dort am Wasserrande hin- und herfahren und uns erwarten soll.

Der kleine Lakai ging fort, um sich seines Auftrags zu entledigen, aber es war schon zu spät.

Der Führer des nummerirten Wagens erschien selbst wankend und taumelnd, denn er war so betrunken, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

„Was ſoll das heißen?“ rief er in heiſerem durch häufigen Schlucken unterbrochenen Tone. „Was ſoll das heißen, daß Sie mich ſo lange warten laſſen?“

„Aber —“ entgegnete die junge Dame.

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich warte,“ rief der Kutſcher, „aber erſt will ich bezahlt ſein. Das ſage ich gleich.“

Die junge Dame wendete ſich zu ihrer Begleiterin herum.

„Ja, wenn man ihm Geld giebt, ſo fährt er davon,“ ſagte ſie.

„Das könnte allerdings geſchehen,“ ſtammelte der betrunkene Kutſcher, „wenn ich bezahlt bin, ſo habe ich hier weiter nichts zu thun.“

„Aber wie ſollen wir denn wieder nach Hauſe kommen?“

„Wie Sie wieder nach Hauſe kommen ſollen? Deswegen ſind ſie verlegen? Sie ſind ja alle beide hübſch, meine Prinzeſſinnen. Ich bringe Sie hierher nach der Wellenmühle und Sie werden ſchon Geſchäfte machen. Seien Sie unbeſorgt!“

„Welch ein unverſchämter Menſch,“ rief eine der beiden Damen.

„Er iſt ein Elender, welcher Hiebe verdient,“ rief die andere.

„Ja, Hiebe, ſo!“ entgegnete der Kutſcher. „O hören Sie doch, nur nicht ſo ſtolz! Ich habe Sie aus der Rue de Seine abgeholt und ich weiß recht wohl, wo. Nehmen Sie ſich vor mir in Acht.“

„Meiner Treu, das iſt wahrlich nicht angenehm, einen ſolchen Fiaker auf dieſe Weiſe reden zu hören.“

„Fiaker! O ſelbſt Fiaker! Machen Sie nur nicht ſo viel Lärm, ſage ich, und rücken Sie mit dem Geld heraus, ſonſt —“

„Wir ſind hier ganz nahe bei dem Hauſe.“

„Das ſehe ich.“

„Wenn ich rufe, ſo bekommt Ihr tüchtige Prügel.“

„Na, ſo rufen Sie meinetwegen.“

„Ihr wollt es?“

„Dazu ſind wir da. Ich werde durchgeprügelt, aber auch bezahlt werden und dabei keinen ſchlechten Lärm machen. Ich bin auch nicht aufs Maul geſchlagen, wenngleich das Reden mir jetzt ein wenig ſchwer wird. Ich habe ein paar Schlucke Blanken zu viel gethan.“

„Entledigen wir uns dieſes Lumps,“ ſagte die Hübſcheſte von beiden. „Wir wollen ihn bezahlen — aber auf mein Wort, ich werde ihn wiedererkennen.“

„Um ſo beſſer, ich werde Sie auch wieder erkennen. Sie und wir können einander einmal nicht gut entbehren.“

„Wie geſchickt verſtehen es doch dieſe erbärmlichen Menſchen zu benutzen, wenn ſie mit Frauen zu thun haben.“

„Nicht wahr, wir kennen unſere Leute.“

„Hier iſt ein Thaler.“

„Ein Thaler — na, das muß ich ſagen?“

„Das iſt ja doppelt ſo viel, als Ihr dem Rechte nach verlangen könnt.“

„Ach meine Prinzeſſin, eine Standesperſon, wie Sie, einen Thaler? — O pfui!“

„Wenn Ihr auf uns warten und uns wieder zurückfahren wollt, ſo ſollt Ihr noch einen bekommen.“

„Ja, lieber Himmel, ſo wahr die Sonne am Himmel ſteht, das kann nicht geſchehen.“

„Und warum denn nicht?“

„Ich habe eine ganze Menge Bürger nach Vaugirard zu fahren — es iſt die Nachfeier einer Hochzeit. Sie werden doch nicht wollen, daß ich mir dieſe Einnahme entgehen laſſen ſoll? Sie können ja hier übernachten!“

„Hier übernachten! iſt dieſer Menſch wahnſinnig? Für wen hält uns denn dieſer Schuft?“

„Ach, ich weiß recht wohl, daß es in der Wellenmühle keine Betten giebt. Man kann hier nicht logiren, aber deswegen kann man immer hier ſchlafen.

„Was ſoll das heißen?“

„Ach, ich weiß ſchon, was ich ſage. Alſo ein Trinkgeld wollen Sie mir nicht geben? Na, meinetwegen, deswegen bin ich doch Ihr gehorſamer Diener und wünſche Ihnen glückliche Verrichtung. Auf Wiederſehen, meine Prinzeſſin.“

Und taumelnder und wankender als je entfernte ſich der Kutſcher, indem er mit jenem den Betrunkenen eigenen näſelnden Ton die Verſe ſang:

„Wir Kutſcher leben herrlich
Zu jeder Zeit und Friſt
Und ſtets ſind wir benebelt —
O glücklich, wer dies iſt!

„In unſern dunkeln Wagen
Find't manches Pärchen Ruh.
Wie viel wird drin geliebelt,
Die Stund' zu zwanzig Sous!“

„Na, meiner Treu,“ rief die hübſcheſte der beiden jungen Damen wieder, „dieſe Partie läßt ſich gut an. Die Herren, die uns erwarten ſollten, ſind noch nicht einmal da, um uns zu empfangen — begreift man dies wohl? Doch da ſind ſie.“

In der That eilten zwei junge Männer von vielleicht noch übertriebenerer und lächerlicherer Eleganz als die der beiden Damen war, eiligſt herbei.

Es waren, wenn man ihnen Glauben ſchenken durfte, der Vicomte Lycidas und der Chevalier de la Popelinière —

in der That aber zwei ganz gewöhnliche Ladenſchwengel, denen kürzlich eine Erbſchaft zugefallen war, die ſie nun mit Koketten verpraßten.

Sie entſchuldigten ſich wegen ihres Ausbleibens mit den galanteſten Ausdrücken und baten um Verzeihung, die ihnen auch ſofort gewährt ward.

Die beiden Paare ſchickten ſich an, in das Haus einzutreten, als Madame Gelinotte aus demſelben herauskam.

„Guten Tag, meine liebe Gelinotte," ſagte die eine von den beiden Damen, welche am häufigſten das Wort ergriff, „iſt es nicht gerade ſo, als wenn ich in Dein Haus gebannt wäre? Ich habe vorgeſtern hier ſoupirt, dann geſtern wieder und heute bin ich ſchon wieder da. Ich glaube, ich thäte am beſten, gleich mein ganzes Hausgeräth hierherſchaffen zu laſſen."

„Auf alle Fälle," antwortete Madame Gelinotte, „würde ich Ihnen aber nicht rathen, dies heute zu thun."

„Und warum nicht, liebe Freundin?"

„Warum nicht? Nun ganz einfach, weil Ihr Gemahl, Herr Picon, oben iſt."

Zwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Juriſten.

Die hübſche Frau — welche, wie wir nun wiſſen, Madame Picon hieß — ſchien über dieſe unerwartete Mittheilung gerade nicht außerordentlich zu erſchrecken.

„Mein Mann?" ſagte ſie, „weißt Du das gewiß, Gelinotte?"

„So gewiß, als ich Sie hier ſehe.“

„Man kann ſich täuſchen.“

„O nein — Sie dürfen mir's nicht übel nehmen, Herr Picon iſt ſo häßlich, daß man ihn unter Tauſenden wiedererkennt.“

„Das nenne ich ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen!“ entgegnete die hübſche Frau lachend. „Doch das iſt auf mein Wort ein ärgerlicher Zufall — wir hatten uns vorgenommen, uns heute einmal recht luſtig zu machen.“

„Ach, leider!“ rief Madame Gelinotte.

„Wie lächerlich!“ hob die Gemahlin des Procurators wieder an, „Sie ſollten durchaus keine Ehemänner in ihr Haus laſſen.“

„Wohlan, Madame,“ ſagte der Vicomte Lycidas, „entſchließen wir uns ſchnell und ſteigen wir, um alles Aufſehen zu vermeiden, wieder in den Wagen.“

„Und wo ſollen wir nun hin?“

„Wir müſſen in Paſſy ſoupiren. Einen andern Ausweg giebt es nicht.“

„Dort aber werden wir keine Matelotte zu eſſen bekommen.“

„Aber wir werden auch keinen Ehemann dort finden.“

„Das iſt doch ärgerlich! Solche Störungen könnten mich zur Verzweiflung bringen.“

Während dieſe Worte gewechſelt wurden, trat ein kleiner, hagerer, ganz kahler und pockennarbiger Mann aus dem Hauſe, ohne daß Jemand auf ihn achtete und kam, mit einer Serviette in der Hand, auf die Gruppe zu.

„Nun,“ rief er, „was ſoll das heißen, Frau Wirthin? Wie es ſcheint, kann man für ſein Geld nicht einmal bedient

werden. Schon ſeit einer Stunde haben wir eine Matelotte und Krebſe beſtellt.“

„Ach, lieber Himmel!“ murmelte Madame Gelinotte, indem ſie ſich zwiſchen die hübſche Frau und den Hinzutretenden ſtellte — „da haben wir Herrn Picon in eigener Perſon. Ziehen Sie ſich aus dieſer Affaire ſo gut ſie können.“

Schon aber hatte die leichtfertige Ehehälfte des Procurators ihre Geiſtesgegenwart wieder erlangt und wußte ihre Rolle wie am Schnürchen.

Sie ſchob Madame Gelinotte auf die Seite, ging mit der ſtolzen Haltung der Frau Georgs Dandin auf den kleinen Mann zu und ſagte:

„Ja, mein Herr Gemahl, eine Matelotte und Krebſe! Alſo auf dieſe Weiſe verzehren Sie Ihr Hab und Gut im Wirthshauſe?“

Der beſtürzte Procurator ließ die Arme ſchlaff am Körper herunterſinken und ſein groteskes Geſicht verrieth die vollſtändigſte Verblüffung.

„Meine Frau in der Wellenmühle?“ ſtammelte er, „was ſoll das heißen?“

„Ah,“ entgegnete Madame Picon lebhaft, „nicht wahr, mich erwarteten Sie nicht hier, Sie lockerer Zeiſig? Aber ich wußte ſchon, daß ich Sie hier erwiſchen würde, denn ich habe Sie ſchon ſeit langer Zeit belauert.“

„Das nenne ich eine gewandte Frau,“ ſagte Madame Gelinotte beiſeite.

„Madame Picon! Madame Picon!“ hob der Procurator wieder an, „ich weiß nicht, wie Sie das meinen — aber ernſthaft —“

„Wir haben nichts davon geſagt, daß Sie oben wären, mein Herr,“ unterbrach ihn die Wirthin in heuchleriſchem

Tone. „Madame argwohnte es, aber ich antwortete auf ihre Fragen nicht, weil ſie es verboten hatten und wenn Sie nicht ſelbſt heruntergekommen wären, ſo hätte Madame nichts Beſtimmtes erfahren.“

„Davon iſt jetzt nicht die Rede,“ rief der Procurator wüthend, „ich habe keine Rechenſchaft zu geben glaube ich —“

Hier trocknete Madame Picon einige Thränen und ſagte ſeufzend:

„Ach wie unglücklich bin ich, meine Ausſteuer auf dieſe Weiſe verpraſſen zu ſehen.“

In dieſem Augenblick hielten es die beiden Cavaliere der Damen für gerathen zu interveniren.

„Sie müſſen Ihre Angelegenheiten ordnen, Madame,“ ſagte der Vicomte Lycidas, „eine gute Scheidung wird Ihnen wiederverſchaffen, was Ihnen gehört.“

„Ja wohl, ja wohl,“ ſetzte der Chevalier de la Popelinière hinzu, „ſchlagen Sie den Rechtsweg ein —“

Dem Procurator drohten die Augen aus dem Kopfe zu ſpringen.

„Meine Herren,“ rief er in heulendem Tone, „wiſſen Sie, daß ich keinen Spaß verſtehe!“

„Wirklich, mein Herr,“ ſagte die Begleiterin der Madame Picon, „Sie ſollten ſich in Ihr Herz hineinſchämen, auf dieſe Weiſe zu ſchwelgen und zu praſſen, während Ihre arme Frau einſam zu Hauſe ſitzt und ſich faſt zu Tode weint.“

„Madame Segot!“ ſchrie der Procurator, „bekümmern Sie ſich um ihre Angelegenheiten oder —“

Madame Picon warf ſich vor ihre Freundin.

„Sei ruhig!“ rief ſie, „ſei ruhig! Er wird Dich ſchlagen — er iſt ſchon betrunken.“

„Betrunken! Wie!“

„Ja wohl — er riecht ſchon nach Wein! O wie entſetzlich!“

Der unglückliche Procurator wendete ſich zu der Wirthin.

„Sagen Sie ihnen, Madame, daß ich noch keinen Tropfen getrunken habe!“

„Es ſind Frauen, mein Herr,“ entgegnete Madame Gelinotte nach ihrer ſchmeichleriſchen Weiſe; „laſſen Sie ſie doch reden — achten Sie nicht darauf.“

„Wie? Ich ſoll nicht darauf achten?“

„Oder ja, entſchuldigen Sie ſich, dieſe Damen haben gute Herzen und werden Ihnen vielleicht diesmal noch verzeihen.“

„Na, das iſt aber ſtark! Mir verzeihen? Ich werde es Ihnen bald zeigen.“

„Er droht mir,“ unterbrach Madame Picon, „er droht mir. Mein Herr, ich bitte Sie, ſich das zu merken.“

„Ja wohl, ja wohl,“ antworteten der Vicomte Lycidas und der Chevalier de la Popelinière, — er droht Ihnen — das iſt eine Unwürdigkeit!“

„Wie, Unglückliche!“ ſtammelte der Procurator.

„Unglückliche! Sie hören, wie er mich behandelt. Ach, mein Himmel, welch ein Schickſal iſt mir beſchieden!“

„Herr Picon! Herr Picon!“ ſagte die Wirthin, „bedenken Sie doch!“

„Ja, ſie iſt eine Canaille, die nicht glaubte, mich hier zu finden!“

„Was! eine Canaille! Nicht übel! Ach, ich weiß mich nicht mehr zu faſſen — ich erſticke — ich ſterbe — meine Herren, meine Freunde, meine Beſchützer gegen dieſes Ungeheuer, führen Sie mich raſch nach Paris — ich werde bei dem Gericht meine Klage anhängig machen und Sie werden mir als Zeugen dienen.“

„Eine Klage!“ wiederholte der Procurator, „und gegen mich. Ha, das wollte ich wohl ſehen.“

Und indem er den Vicomte Lycidas am Arme faßte ſetzte er hinzu:

„Wenigſtens mein Herr, ſehen Sie.“ —

„Ich habe nur zu viel geſehen, mein Herr,“ unterbrach ihn der Vicomte, „und ich werde meine Ausſage darnach einrichten. Die Hand gegen eine Frau zu erheben — o, wie entſetzlich!“

„Ich hätte die Hand gegen ſie erhoben?“

„Allerdings. Mehr als zehnmal.“

Der Procurator klammerte ſich im Paroxismus ſeiner Verzweiflung an die geſtickten Rockſchöße des Chevalier de la Popeliniére.

„Mein Herr,“ murmelte er, „ich bitte Sie inſtändig“ —

„Ach,“ antwortete der Chevalier ſich losmachend, „Ihr Benehmen iſt ein unwürdiges. Ich werde auch gegen Sie ausſagen, Herr Picon, und warne Sie.“

Und die jungen Frauen und ihre Cavaliere begaben ſich nach dem Wagen, welcher die letztern zur Stelle gebracht hatte, während der Procurator wie vernichtet auf einen Stuhl niederſank und La Bricole, Don Gusman und Gerſtenkorn in ihrer Laube über dieſen komiſchen Auftritt ein lautes Gelächter aufſchlugen.

Die Betäubung des unglücklichen Procurators dauerte einige Secunden. Nach Verlauf dieſer Zeit hob er langſam den Kopf empor und ſagte in klagendem Tone zu Madame Gelinotte, die nicht von ſeiner Seite gewichen war:

„Ach, ich kann nicht mehr! ich kann nicht mehr! Was ſagen Sie zu allem dieſen?“

„Offen geſprochen, muß ich ſagen, daß Sie Unrecht haben.“

Der Procurator hüpfte auf ſeinem Stuhle empor.

„Unrecht!“ rief er.

„Ja wohl, ohne Zweifel — warum zanken Sie ſich mit ihr. Eine Frau ſieht es nicht gern, wenn ihr Mann auf ſolche Abwege geräth.“

Herr Picon bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Madame Gelinotte hatte ihm den letzten Hieb verſetzt.

„Aber Picon,“ rief plötzlich die freudige Stimme einer neu auftretenden Perſon, „womit zum Teufel, amüſiren Sie ſich denn und warum laſſen Sie mich ganz allein da oben ſitzen?“

Dieſe Perſon war der Procurator Segot — ein kleiner Mann und eben ſo rund und fett wie ſein Freund dürr und hager.

Der arme Picon erhob ſich, um ſeinem Collegen entgegen zu gehen.

„Ach Segot, Segot,“ ſagte er zu ihm, „ich bin in Verzweiflung!“

„Wie? was giebt es?“

„Weiter nichts, als daß ich meine Frau ſo eben in fremder Geſellſchaft getroffen habe.“

„Ihre Frau in fremder Geſellſchaft!“ wiederholte Segot mit lautem Gelächter, „Ihre Frau auf der Wellenmühle, ha! ha! ha! das iſt komiſch — und mit wem denn, wenn ich fragen darf?“

„Mit der Ihrigen, Herr Segot!“ rief Picon, „mit der Ihrigen! Immer lachen Sie.“

Der zweite Procurator ward ſogleich ernſthaft.

„Mit der meinigen?“ ſtammelte er.

„Ja mit der Ihrigen, ha! ha! ha! iſt das nicht zu drollig, Herr Segot?“

Madame Gelinotte intervenirte.

„Und Sie ſind ſehr glücklich daran," ſagte ſie, „daß Sie nicht zuerſt herunter gekommen ſind. Wenigſtens wird gegen Sie keine gerichtliche Klage erhoben werden."

„Eine Klage gegen mich? Was reden Sie von Klage und was ſoll das alles bedeuten?"

„Es bedeutet," antwortete Picon in bitterem Tone, „daß dieſe werthen Damen hierher kamen, um zu ſoupiren und nun weil ſie den Platz bereits beſetzt fanden, deßwegen klagbar werden wollen. Begreifen Sie jetzt?"

„Und wer iſt denn mit ihnen?"

„Zwei Herren — zwei Laffen — die ſie nach Paris zurückbegleiten."

„Dieſe Sache muß genauer unterſucht werden, Herr Picon."

„Sie haben Recht! Wir dürfen uns nicht auf dieſe Weiſe verſpotten laſſen."

„Heda! hole doch irgend Jemand unſere Perücken, unſere Hüte, unſere Stöcke — wir wollen fort."

„Ich werde gleich ſelbſt gehen, um Ihnen alle Ihre Sachen zu holen," ſagte Madame Gelinotte, indem ſie in das Haus ging.

Die beiden Procuratoren ſtanden einander gegenüber, ſahen ſich mit trauriger Miene an und ſprachen kein Wort.

Madame Gelinotte kam wieder, beladen mit dreieckigen Hüten, Krückenſtöcken und dreiſchwänzigen Perücken.

Ihr Ehemann begleitete ſie.

Digitized by Google

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Eine Schelmin.

Hier, meine Herren," ſagte die Wirthin, „hier ſind alle Ihre Siebenſachen — es fehlt nichts daran."

„Wollen Sie ſich nicht erſt Ihre Matelotte auftragen laſſen?" fragte Thomas Gelinotte. „Sie iſt ſo eben fertig und ſieht ganz appetitlich aus.

„Was!" rief Picon. „Wenn ich mir in meinem Leben noch ein einziges Mal einfallen laſſe, Matelotten zu eſſen, ſo ſoll mir der Teufel den Hals umdrehen."

„Es thut uns leid, daß Ihnen der Appetit ſo verdorben worden iſt," ſagte Madame Gelinotte, während die Procuratoren ihre Perücken und Hüte aufſetzten, „aber wir ſind wirklich nicht Schuld daran."

„Es macht weiter nichts aus," entgegnete Picon.

„Aber doch, aber doch —"

„Nein, ſage ich, nein!"

„Ereifern Sie ſich aber wenigſtens nicht, Herr Procurator."

„Was ſind wir Ihnen ſchuldig?"

Was Ihnen beliebt, meine Herren," ſagte der Wirth.

lären Sie ſich beſtimmt."

wendete ſich zu ſeiner Frau herum.

acht es?" fragte er ſie.

„Ach, beinahe nichts.“

„Laß hören.“

„Acht Franks die Matelotte, hundert Sous für die Krebſe und ſieben Franks und zehn Sous für das Uebrige — macht zuſammen gerade ein und zwanzig Livres zehn Sous.“

„Aber die Matelotte und die Krebſe ſind uns gar nicht einmal aufgetragen worden,“ ſagte Picon.

„O das thut nichts,“ das thut nichts.“

„Wie?“

„Sie haben ſie ja beſtellt. Wir ſind nicht Schuld daran, daß Ihre Frauen hierher gekommen ſind und Sie verhindert haben, das Beſtellte zu eſſen.“

„Ja, aber —“

„Ich bitte,“ entgegnete Madame Gelinotte in trockenem Tone, „kein Aber gegen uns Herr Procurator, oder ich werde ausſagen, daß Sie gegen Madame Picon die Hand emporgehoben haben — das ſage ich im Voraus.“

„Ach, geben Sie ihnen was ſie verlangen,“ rief Segot, „ich ſtehe hier wie auf Kohlen.“

„Hier,“ ſagte Picon, „hier iſt mein halber Louisdor. Geben Sie den Ihrigen.“

„Da iſt er — mehr bekommen Sie nicht.“

„Ach!“ rief Madame Gelinotte, „wir prellen Niemanden — ein ander Mal werden wir mehr verdienen.“

„Hier ſoll man uns gewiß nicht wieder ſehen!“ murmelten die beiden Procuratoren gleichzeitig, indem ſie der Wellenmühle den Rücken zuwendeten.

„Glückliche Reiſe, meine Herren, glückliche Reiſe,“ rief ihnen die Wirthin nach.

Gelinotte und ſeine Frau ſahen lachend zu, wie die beiden geprellten Ehemänner ſich entfernten.

„Ah, meiner Treu," ſagte Thomas, als die armen Procuratoren verſchwunden waren, „dieſe guten Leutchen haben ſich für ihr Geld ſehr gut amüſirt, nicht wahr Frau?"

„Es war ihnen recht."

„Findeſt Du?"

„Mein Gott, ja. Kommt es wohl ſolchen Krautſcheuchen, die hübſche Frauen haben, zu, auf dieſe Weiſe nachzuſchleichen und ſie zu belauern?"

„Du haſt Recht."

„Müſſen ſie nicht wiſſen, daß es in der Umgegend von Paris Oerter giebt, die nicht für ſie da ſind?"

„Na, nun wiſſen ſie's und werden es, glaube ich, ſich merken."

Nach dem Austauſch dieſer philoſophiſchen Betrachtungen kehrte Herr Gelinotte in das Haus zurück und ſeine Frau begab ſich nach der von Gerſtenkorn und den beiden Banditen beſetzten Laube, um zu fragen, ob dieſe drei ehrenwerthen Herren nichts bedürften.

Plötzlich ſtieß die würdige Wirthin einen Schrei der Ueberraſchung aus, als ſie eine Geſellſchaft von vier Perſonen unter lautem, ſchallenden Gelächter auf ihr Haus zukommen ſah.

Dieſe fröhlichen Leute waren nämlich Niemand anders als die Damen Picon und Segot, abermals in Geſellſchaft des Vicomte Lycidas und des Chevalier de la Popelinière.

„Aber," rief Madame Gelinotte, „ſehe ich denn nicht recht? das iſt ja ein wahres Wunder, Sie wiederzuſehen. Ich glaubte, Sie hätten auf wenigſtens acht Tage die Luſt zum Leben verloren!"

„Ach," entgegnete Madame Picon immer noch lachend, „ich verliere die Luſt zum Leben nicht ſo leicht und wir werden

uns heute Abend hier wohler befinden, als an irgend einem andern Orte der Welt.“

„Wie, Sie wollen hier bleiben?“

„Verſteht ſich!“

„Iſt das Ihr Ernſt?“

„Mein Herr Gemahl wird nicht denken, daß wir ſo bald zurückgekehrt ſind. Er iſt nicht klug genug, um ſo etwas zu vermuthen, der würdige Mann. Hat er ſich mit ſeinem Begleiter entfernt?“

„Mit Herrn Segot? Ja wohl.“

„Was?“ rief die Frau des zweiten Procurators, „mein Mann war mit dem Deinigen gleichzeitig hier?“

„Wie es ſcheint, meine Liebe.“ —

„Und weiß er, daß ich Dich begleitete?“

„Ah,“ rief die Wirthin, „ganz gewiß weiß er es. Herr Picon hatte nichts Eiligeres zu thun, als es ihm zu ſagen.“

„Dann,“ rief die Procuratorin in kläglichem Tone, „dann bin ich verloren.“

„Wie,“ entgegnete Madame Picon, „verloren! Biſt Du närriſch geworden und machſt Du Dir aus Deinem Manne ſo viel?“

„Ich mache mir gar nichts aus ihm, aber er hat die böſeſte Zunge, die mir jemals vorgekommen iſt.“

„Ja, was das betrifft,“ beſtätigte Madame Gelinotte, „ſo muß ich ſagen, daß ich derſelben Meinung bin. Er hat den andern erſt noch recht aufgehetzt und ſie ſind nun fort nach Paris, um Sie aufzuſuchen und ſich recht ordentlich mit Ihnen zu zanken.“

„Und ihre Matelotte und ihre Krebſe?“ ſagte Madame Picon.

„Sie haben ſich nicht die Zeit genommen, ſie zu eſſen.“ —

„Ah, um ſo beſſer.“

„Aber es iſt alles bezahlt.“

„Wirklich?“

„Ja, es iſt Alles bezahlt, hier ſind die zwei halben Louisdor.“

Madame Picon klatſchte in die Hände. Dann rief ſie und lachte laut wie eine Närrin:

„Herrlich, herrlich — man trage das beſtellte Gericht uns auf. Das ſind gute Ehemänner. Sie gehen ſelbſt nach der Wellenmühle, um für ihre Frauen ein Diner zu beſtellen und zu bezahlen. Solche Männer lobe ich mir.“

„Es iſt in der That ſehr nobel,“ ſagte Madame Gelinotte, die ſich im Stillen ärgerte, eine Wahrheit geſagt zu haben, die ihre Einnahme um ſo viel verminderte.

„Welch einen wüthenden Zank aber werden wir auszuhalten haben, wenn wir wieder nach Hauſe kommen!“ ſagte Madame Segot, die ſchüchterner und in dergleichen Dingen noch lange nicht ſo erfahren war, wie ihre Begleiterin.

„Wohlan, gehen wir erſt morgen nach Hauſe.“

„Biſt Du wahnſinnig?“

„Durchaus nicht.“

„Wir ſollen die Nacht außer dem Hauſe zubringen! Das wirſt Du Dir doch nicht einfallen laſſen?“

„Im Gegentheile. — Criminalſachen werden um ſo beſſer, wenn ſie ein wenig veralten. Das iſt ein Grundſatz des Juſtizpalaſtes, wie mein Mann ſagt.“

„Alſo Du willſt.“ —

„Unſre Gemüthsruhe wiedergewinnen und hier bleiben, während die erſte Bewegung vorübergeht. Je größer das Abenteuer iſt, deſto mehr werden ſie fürchten, daß es bekannt

werde, weil man ſie auslachen wird. Morgen werden ſie nur zu froh ſein, uns wiederzuſehen und wir ſpielen ihnen eine Scene.“ —

„Sehr gut.“

„Wird die Sache aber auch ſo ablaufen, wie Du glaubſt?“

„Ich ſtehe dafür. Die Ehemänner ſind ſeit einigen Jahren viel klüger geworden.“

„Das muß ich ſagen,“ dachte Madame Gelinotte, als ſie dem vorſtehenden Geſpräch zuhörte; „ſind das wirklich Bürgersfrauen. Sie beſitzen in der That die Manieren der vornehmſten Damen von Stande.“

„Wohlan, wohlan, meine liebe Gelinotte,“ hob Madame Picon wieder an, „raſch einen Salon, gutes Eſſen und Eis. Weiter verlangen wir nichts. Wenn zufällig Spielleute ſich einfinden ſollten, ſo wirſt Du ſie uns herſchicken. Ich fühle mich ungeheuer luſtig und aufgelegt.“

„Es ſoll geſchehen wie Sie ſagen,“ antwortete die Wirthin.

Und unſere vier Perſonen traten heiter in das Haus, zum großen Bedauern der unſichtbaren Zuſchauer dieſer Scene, welche einer längeren Fortſetzung derſelben ſehr gern beigewohnt hätten.

Mittlerweile hatten Gerſtenkorn, der Chevalier de la Bricole und Don Gusman de Tulipano ihre Mahlzeit beendet.

Es blieb ihnen weiter nichts übrig, als auf poſitive Weiſe den Ort zu beſtimmen, wo die Caroſſe halten ſollte, in welche man Nannette Lollier werfen ſollte, ſo bald man ſie von ihrer Familie getrennt haben würde.

Die würdigen Herren begaben ſich an das Ufer der Seine und unterſuchten das Terrain mit Aufmerkſamkeit, wenigſtens

Gerſtenkorn, denn die beiden andern waren in dieſem Augenblicke ein wenig angetrunken.

Ungefähr hundert Schritt von dem Hauſe erſpähete der galante Mercur des unbekannten Herrn eine kleine Baumgruppe, welche ihm geeignet zu ſein ſchien, neugierigen Blicken die Equipage zu entziehen, die jedenfalls gut verſteckt gehalten werden mußte.

Der Ort war gut gewählt, aber ein wenig weit vom Hauſe.

Näher war der Raſenplatz vollkommen kahl und Abends in der Regel mit einer Maſſe von Spaziergängern bedeckt.

Plötzlich ſchlug ſich Gerſtenkorn vor die Stirn.

„Nun?“ fragte La Bricole, „was giebt es, mein edler Freund?“

„Ich habe eine Idee.“ —

„Eine Idee — laſſen Sie hören. Ich habe die beſte Idee von Ihrer Idee. Sie muß ſehr gut ſein“

„Bis auf den heutigen Tag ſind alle Entführungen zu Wagen bewirkt worden.“

„Aber wenn man ſie nicht zu Fuße oder zu Pferde machen will, ſo ſehe ich nicht recht ein, wie man ſonſt.“ —

„Ein Wagen,“ unterbrach ihn Gerſtenkorn, „hat das Unbequeme, daß er immer bemerkt wird.“ —

„Ja freilich, das geht nicht anders. Unſichtbare Wagen hat man bis jetzt noch nicht erfunden.“

„Das iſt wahr, aber ich habe ſo eben etwas Anderes ausfindig gemacht.“

„Was denn?“

„Wir werden die Kleine nicht in einem Wagen entführen.“

„So! Aber worin denn ſonſt?“

„In einem Kahn.“

„Alſo das iſt Ihre Idee?“

„Ja. Wie finden Sie dieſelbe?“

„Gut — ſehr gut — meiner Treu, ſo gut wie die Cotelets mit Pfeffergurken und die gebackenen Gründlinge, die wir ſo eben vertilgt haben. Wo ſoll dieſer Kahn liegen?“

„Hier, mitten unter den ſchweren Fiſcherbarken, die wir an dem Ufer befeſtigt ſehen. Zwei kräftige Ruderer werden warten — bereit, die Fluthen zu ſpalten und wie will man ein leichtes Fahrzeug im Dunkel und auf dem nebeligen Waſſer eines großen Fluſſes aufſuchen?“

La Bricole faßte Gerſtenkorns Hand und ſchüttelte ſie, als ob er ſie zerbrechen wollte.

„Mein edler Freund,“ ſagte er, „Sie beſitzen meine ganze Achtung. Wenn ich einmal eine Million beſitze, ſo nehme ich Sie zuverläſſig in meinen Dienſt. Ihre Idee iſt prachtvoll. Ich ärgere mich, daß ich ſie nicht ſelbſt gehabt habe, denn wenn ich ſie gehabt hätte, ſo beſäße ich Witz und ich verehre die Leute von Witz.“ —

„Na,“ entgegnete Gerſtenkorn, „ich hoffe, wenn der Augenblick zum Handeln da ſein wird, ſo werden Sie Ihre vollſtändige Kaltblütigkeit beſitzen.“ —

„Was verſtehen Sie darunter, Gerſtenkorn?“

„Ich verſtehe darunter, daß Ihr Gehirn frei ſein wird, oder um mich kürzer und deutlicher auszudrücken, daß Sie nüchtern ſind.“

„Ah, das ſagen Sie, weil ich heute Morgen eine etwas dicke Zunge habe. Aber ſeien Sie unbeſorgt, ich kenne mich und an Tagen des Kampfes trinke ich nur Waſſer.“

„Das freut mich. Jetzt verlaſſe ich Sie und kehre in aller Eile nach Paris zurück.“

„Aber warum ſo ſchnell, mein edler Freund?“

„Weil ich mir heute noch eine passende Barke und sichere Bootsführer verschaffen muß.“

„Nun, so gehen Sie, lieber Freund, wenn Sie einmal müssen. Aber ich versichere Ihnen noch einmal, Ihre Idee ist ausgezeichnet.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Hochzeit.

Der zur Vermählung Eustache's Lollier und Rosettens bestimmte Sonnabend war, wenn auch zu langsam für die beiden Liebesleute, endlich doch herangekommen.

Versetzen wir uns gleich vom Morgen dieses Tages an in die bescheidene Wohnung, welche Madame Pierrefitte, die Mutter Rosettens, in der vierten Etage eines Hauses in der Rue Saint Denis inne hatte.

Alles war in diesem bescheidenen Hause von unterst zu oberst gekehrt.

Ein halbes Dutzend hübsche junge Mädchen, unter welchen Nannette Lollier glänzte wie ein Diamant unter Perlen — beschäftigten sich mit der Toilette der Braut.

Die letztere, glänzend von Frische und Anmuth, war immer noch heiter, doch weniger lachlustig als gewöhnlich.

Das schöne junge Mädchen liebte trotz ihres leichten Sinnes den Gardesergeanten von ganzer Seele und die Annäherung des Glückes machte sie nachdenklich und gab ihrer Stimmung einen etwas ernsten Anstrich.

Ihre Freundinnen fanden ein beispielloses Vergnügen darin, ihr die weißen Brautgewänder anzulegen.

Die eine machte die Heftel des Leibchens zu, welches ihre ſchlanke geſchmeidige Taille ſo trefflich hervortreten ließ.

Eine andere befeſtigte an ihrem ſchön blonden Haar den langen Mouſſelinſchleier, deſſen wallende Falten ihrem ſchalkhaften Antlitz einen keuſchen und faſt ernſten Ausdruck gaben.

Nannette endlich befeſtigte den ſymboliſchen Orangenblüthenſtrauß an ihrem Gürtel.

„Nun iſt Alles fertig," ſagte ſie, als ſie ihre Aufgabe beendet hatte. „Schaut einmal her, meine Freundinnen, und ſagt, ob meine Roſette in dieſem Putz ſich nicht wirklich ſchön ausnimmt."

„Du ſchmeichelſt mir immer," antwortete Roſette lebhaft, „und weil Du mich liebſt, ſo findeſt Du mich ſchön. Du aber, Nannette, Du ſelbſt wirſt einmal im Schleier und Brautkranze ein wahres Wunder ſein. O wäre doch der Tag ſchon da, wo ich meinerſeits Dich ankleiden werde. Vielleicht kommt dieſer Tag recht bald."

„Na, wer weiß?" entgegnete Nannette lachend.

„Wie, wer weiß? Glaubſt Du, daß Dir mit Deinem Madonnengeſicht die Freier fehlen werden? Habe ich doch einen Mann gefunden und zwar einen guten."

„O, das iſt kein Grund —"

„Im Gegentheile, es iſt einer und zwar ein beſſerer, als jeder andere."

„Es iſt möglich, daß Du Recht haſt, aber ich verſichere Dir, daß meine Ahnungen nicht Deiner Meinung ſind."

„Deine Ahnungen?"

„Ja."

„Du haſt alſo Ahnungen?"

„Ja, ſehr oft und immer dieſelben."

„Und was ſagen Dir dieſe Ahnungen?"

„Daß ich niemals einen Mann bekommen werde.“

„Ach was da! Solche Ahnungen widerſtreiten dem geſunden Menſchenverſtande. Willſt Du vielleicht gar in's Kloſter gehen?“

„O nein!“ antwortete Nannette mit einer kindiſch koketten Bewegung des Kopfes.

„Na, ſiehſt Du — ein Drittes giebt es nicht — das Kloſter oder einen Mann. Noch einmal ſage ich, mit Deiner Schönheit wird man nicht alte Jungfer.“

„Aber wenn man nun ſtirbt,“ murmelte Nannette mit kaum hörbarer Stimme.

Aber Roſette hörte ſie dennoch.

„Kind,“ ſagte ſie, indem ſie ſie umarmte, „willſt Du mich traurig machen? Bedenke doch, daß, wenn Du dergleichen Thorheiten ſprichſt, ich weinen muß, und wenn dann Dein Bruder ſieht, daß ich rothe Augen habe, ſo wird er unzufrieden ſein.“

„Nannette wollte antworten.

In dieſem Augenblick aber ward an die Thür gepocht und eine wohlbekannte Stimme fragte:

„Darf ich hineinkommen?“

„Dieſe Stimme war die Euſtache's Lollier, der an dieſem Tage ſeine Braut noch nicht geſehen hatte.

Nannette eilte nach der Thür, die ſie ihrem Bruder öffnete.

Der junge Sergeant hatte ſeine Galauniform angelegt. Er ſah herrlich darin aus und mehr als eine große Dame hätte, wie wir verſichern können, es nicht verſchmäht, einen prüfenden Kennerblick auf ihn zu werfen. Er umarmte nach der Reihe die ſämmtlichen anweſenden jungen Mädchen, indem er mit ſeiner blonden Braut anfing und mit ſeiner Schweſter

endete. Hierauf meldete er, daß die Wagen mit den Hochzeitsgäſten vor der Thür hielten und nur noch das Brautpaar mit ſeinem Gefolge erwarteten.

Die Toilette war beendet, man ging daher die Treppe hinab und fuhr nach der Kirche.

Braut und Bräutigam neigten die Stirn unter dem Segen des ehrwürdigen Prieſters, der, indem er ſie zuſammenfügte, einige rührende, einfache Worte an ſie richtete.

Sie ſprachen das feierliche Ja und gehörten nun vor Gott und den Menſchen einander an.

Als ſie das Schiff hinabſchritten, um ſich wieder in den Wagen zu begeben, hörte man unter der Menge, welche ſich herbeidrängte, um ſie zu ſehen, die folgenden Redensarten:

„O, wie ſchön iſt die Braut!“

„Aber, wie mir ſcheint, Gevatter, giebt ihr der Bräutigam nichts nach.“

„Das iſt wahr — wenn die Braut ein ſchönes Mädchen iſt, ſo iſt der Bräutigam ein nicht weniger ſchöner Mann.“

„Welch ein reizendes Paar!“

„Und wie glücklich und froh ſehen ſie aus!“

„Meiner Treu, ich möchte wohl an der Stelle des Bräutigams ſein.“

„Und Sie wahrſcheinlich an der Stelle der Braut.“

„Aber ſeht doch unter den Brautjungfern dieſes junge Mädchen mit dem braunen Haar.“

„Ja, die iſt wirklich noch ſchöner!“

Ein Wunder von Schönheit und Anmuth.“

„Wer die einmal heirathet, iſt in der That glücklich zu nennen.“

„Ich kenne ſie.“

„Wer iſt ſie denn?“

„Es ist die Schwester des Bräutigams, die schöne Nannette Lollier, die Tochter der Mutter Lollier in der Straße Aubry-le-Boucher.

„Na, das muß man sagen, Mutter Lollier kann sich rühmen, sehr schöne Kinder zur Welt gebracht zu haben!"

Dies sagte man und noch vieles Andere, womit wir sehr leicht zehn oder zwölf Seiten, ja noch ein wenig mehr füllen könnten.

Wir sehen jedoch hievon ab.

Der Hochzeitszug verließ also die Kirche — jeder der Gäste nahm in einem Fiakerwagen wieder seinen Platz ein und der Zug setzte sich langsam in Bewegung nach der Wellenmühle, wohin wir seit dem Beginne dieses Buchs unsere Leser so oft geführt haben.

Es war im Sommer — das Wetter war warm und herrlich.

Auf Eustache's Befehl waren die Banketttafeln nicht in einem der innern Säle des Hauses, sondern auf einen großen, von hohen Bäumen umgebenen Rasenplatz, der sich an der linken Seite des Hauses hinzog, aufgestellt worden.

Hier sollte nach der Mahlzeit auch der Ball stattfinden und eine durch auf Fässer gelegte Breter gebildete Erhöhung zwischen zwei Linden vertrat die Stelle des Orchesters, welches, wie wir bereits von Eustache gehört haben, durch die Musiker des Garderegiments besetzt werden sollte.

Damit ist zugleich gesagt, wie überlegen dieses Orchester allen sein mußte, welche sich sonst in der Wellenmühle hören zu lassen pflegten.

Das Mahl ging vorüber, wie jedes Hochzeitsmahl, man aß, man trank, man sang von den Poeten der Gesellschaft gedichtete Gelegenheitslieder.

Endlich verließ man die Tafel und da es noch viel zu früh war, um den Tanz zu beginnen, so schlug man eine Promenade auf dem Flusse vor.

Dieser Vorschlag ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen und namentlich von den sämmtlichen jungen Mädchen mit wahrhaften Enthusiasmus.

Herr Gelinotte schickte die dicke Simon fort, um alle nahe wohnenden Fischer mit ihren Barken in Requisition zu setzen und nach Verlauf von wenigen Augenblicken setzten sich die Hochzeitsgäste in Bewegung nach dem Ufer des Flusses.

Ein ganzes Geschwader flacher, schwerfälliger Barken mit plumpen Rudern erwartete die Spaziergänger. Jeder suchte einen Platz zu erhaschen.

Die Barken aber waren voll und es standen immer noch fünf oder sechs Personen am Ufer.

Einer der Gäste bemerkte ungefähr zwanzig Schritte von dem fraglichen Orte entfernt, ein schwarzangestrichenes Boot, welches in Vergleich mit den übrigen außerordentlich leicht zu sein schien.

In diesem Boote schliefen auf dem Bauche liegend zwei Männer in Fischerkleidung.

„Da sind Leute, die uns fahren werden," sagte auf das fragliche Boot zeigend Vater Lollier, der sich unter der Zahl der Verspäteten befand.

Man näherte sich dem Boot.

„Heda, Leute," rief der bei den Hallen Angestellte, indem er aus seinen beiden Händen ein Sprachrohr machte — „schlaft Ihr?"

Einer der beiden in der Barke liegenden Männer hob den Kopf empor.

„Wie Ihr ſeht, ſchlafen wir nicht," ſagte er in mürriſchem Tone.

„Wollt Ihr uns in Euer Boot ſteigen laſſen und uns ein wenig auf dem Waſſer umherfahren?"

„Nein."

„Warum denn nicht?"

„Weil es uns nicht paßt."

„Aber," entgegnete Vater Lollier, „wir verlangen nicht, daß Ihr uns dieſen Dienſt umſonſt leiſten ſollt — wir werden Euch bezahlen und gut bezahlen —"

Der Fiſcher hatte ſeinen Kopf ſchon wieder auf die Arme herabſinken laſſen und ſchien eingeſchlafen zu ſein.

„Alſo," rief Nannettens Vater nochmals, „Ihr wollt nicht?"

„Nein, zum Donnerwetter, drei Mal nein!" antwortete der Fiſcher. „Unſer Boot gehört unſer, denke ich, laßt uns daher in Ruhe! Wir können Euch nicht ſpazieren fahren."

Einem ſo beſtimmten und auf ſo energiſche Weiſe ausgeſprochenen Beſcheid gegenüber ließ ſich nichts weiter verſuchen.

Die Gäſte, welche in den Kähnen keinen Platz gefunden, mußten ſich daher mit einen Spaziergang zu Fuße am Ufer begnügen.

—

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das ſchwarze Boot.

Die Nacht ſenkte ſich ruhig und ſtill herab — der wolkenloſe, geſtirnte Himmel lächelte auf die Erde herunter und von allen Seiten vernahm man die luſtigen Geſänge der angetrunkenen Zecher.

Die Waſſerſpazierfahrt war ſchon lange beendet und ſämmtliche Hochzeitsgäſte hatten ſich in dem grünen Saal, von welchem wir bereits geſprochen, verſammelt, wo ſie nur noch das Signal erwarteten, um dann ſofort den Ball zu eröffnen.

Einige an den Stämmen der großen Bäume befeſtigte Windlaupen verbreiteten ein unbeſtimmtes Licht, welches allen eine brillante Erleuchtung zu ſein ſchien.

Endlich vernahm man die erſten Accorde des Gardemuſikchors, welches in Geſellſchaft zahlreicher Krüge mit altem Wein auf ſeiner Eſtrade Platz genommen hatte.

Sofort begann der Tanz.

Euſtache hatte die Hand ſeiner jungen Frau ergriffen.

Nannette Lollier hatte die ihre einem jungen Sergeanten, dem intimen Freunde ihres Bruders, überlaſſen. Die beiden Paare ſetzten ſich gleichzeitig in Bewegung und begannen die anmuthigen Formen und Verſchlingungen des gothiſchen Rigoden zu beſchreiben.

Während alles dies auf dem Raſenplatze vor ſich ging, irrten vier Perſonen, von welchen wir zwei bereits kennen, auf geheimnißvolle Weiſe auf dem dunkelſten Theile der Wieſe hinter den großen Bäumen umher, welche die Einfaſſung des luftigen Tanzſaales bildeten.

Es waren dies der Chevalier de La Bricole, Don Gusman de Tulipano und zwei für dieſe Angelegenheit gedungene untergeordnete Strolche, deren Dienſte mit drei, höchſtens vier Louisdors ſehr freigebig bezahlt waren.

„Erwartet mich hier," ſagte plötzlich La Bricole zu ſeinen Begleitern.

„Wo gehſt Du hin?" fragte Tulipano.

„Ich komme wieder," entgegnete der Chevalier, ohne ſich ausführlicher zu erklären.

Und mit einem ſchnellen Schritte, der dem Trabe eines Renners glich, nahm der hagere Mann ſeinen Weg nach dem Strande der Seine und erreichte den Ort, wo, wie wir wiſſen, das ſchwarze Boot lag.

Dieſes Boot verlor ſich aber in der Finſterniß ſo vollſtändig, daß es unmöglich war, es zu erkennen.

„St!" rief der Chevalier ſtehen bleibend.

Keine Antwort.

„St!" wiederholte er mit beſonderer Betonung.

Ohne Zweifel war die Wiederholung dieſes ziſchenden und verlängerten Lautes eine im Voraus beſprochene Sache, denn eine Stimme antwortete ſofort durch die Finſterniß hindurch:

„Hier ſind wir."

„Wo zum Teufel ſeid Ihr denn?" fragte La Bricole ganz leiſe.

„Hier."

„Aber ich ſehe ja nichts."

„Rechts vier Schritte — Jetzt sind Sie da —“

Der Chevalier folgte in der That dieser Weisung und befand sich gleich darauf am Schnabel des schwarzen Bootes.

Die beiden wie Fischer gekleideten Männer lagen nicht mehr, sondern saßen.

In der Hand hielten sie ihre leichten Ruder, deren Ringe an kleinen eisernen Zapfen hingen.

Eine dritte Person erhob sich und sprang ans Ufer neben den Chevalier.

Es war Gerstenkorn.

„Wie weit sind wir?“ fragte Letzterer.

Wir sind dem Ziele nahe. Ehe noch eine Stunde um ist, haben Sie die Kleine in Ihrer Gewalt.“

„Gut. — Wo haben Sie Ihre Leute gelassen?“

„Dort unten, nicht weit von dem Rasenplatze, wo man tanzt.“

„Wie wollen Sie aber die Kleine anlocken?“

„Das ist meine Sache.“

„Sie wissen — keinen Lärm, keinen Skandal.“

„Die Sache wird so still abgehen, daß kein Mensch etwas davon bemerken wird.“

„Gut, gut. Wir unsererseits halten uns bereit, sofort abzustoßen.“

„Sie erinnern sich doch noch der Summe, über welche wir überein gekommen sind?“

„Solche Dinge vergißt man nicht.“

„Haben Sie das Geld bei sich?“

„Ja,“ antwortete Gerstenkorn, indem er auf eine klingende Tasche schlug — „die Summe ist da, in Gold, in einem ledernen Beutel.“

„Schön, schön!“ und Sie werden sie mir zustellen?“

„Sobald Sie mir die Kleine bringen. Mit der einen Hand überliefern Sie mir das Mädchen und mit der andern nehmen Sie das Geld in Empfang.“

„Mehr verlange ich nicht und ich kehre auf meinen Posten zurück.“

„Gute Verrichtung.“

„Ich werde nicht lange sein.“

Der Chevalier begab sich in der That ohne einen Augenblick zu verlieren, zu seinen Leuten zurück.

Er stellte Don Gusman und die beiden Andern hinter ein Gebüsch, ungefähr dreißig Schritte von dem Platze, auf welchem man tanzte und sagte:

„Habt Ihr den Knebel?“

„Ja,“ antwortete einer der Männer.

„Und Ihr wißt, wie man sich seiner bedient?“

„Ich habe fast mein ganzes Leben weiter nichts gemacht.“

„Nehmt Euch aber in Acht, der kleinen Person Schaden zu thun.“

„Seien Sie ganz ruhig.“

„Seht zu, daß sie nicht einen einzigen Schrei ausstoße, aber thut ihr trotzdem nicht wehe. Wenn man eine Waare in beschädigtem Zustande abliefert, so wird sie in der Regel nicht angenommen. Also seien Sie vorsichtig und behutsam.“

Nachdem La Bricole diese Weisungen ertheilt, nahm er seinen Weg nach der Küche der Wellenmühle.

„Hier sah er zwei Küchenjungen, denen er winkte, ihm zu folgen. Die durch die vergoldeten Tressen des Chevaliers geblendeten Knaben folgten seinem Winke sofort.

La Bricole führte sie an eine Stelle wo man durch eine Lücke im Laubwerk hindurch den Ball und die Tänzer sah.

„Meine Jungens," ſagte er, „was würdet Ihr wohl denken, wenn ich Euch jedem einen Thaler ſchenkte?"

„Ei, da würden wir ſehr erfreut ſein, mein Prinz."

„Wohlan, meine Kinder, hier ſind die beiden Thaler, aber Ihr müßt ſie erſt verdienen."

„Iſt das ſchwer?"

„Nein."

„Aber was ſollen wir thun?"

„Es handelt ſich um eine kleine Komödie, um einen einfachen Scherz, den ich meinem Vetter und meiner Couſine ſpielen will, die mit unter den Hochzeitsgäſten ſind."

„Aha."

„Siehſt Du," hob La Bricole wieder an, indem er einem der Küchenjungen den Buchdruckerlehrling Marcel bezeichnete, — „ſiehſt Du jenen hübſchen jungen Menſchen, der dort ganz nahe am Orcheſter ſteht?"

„Er ſieht faſt aus wie ein Mädchen?"

„Ganz recht."

„Nun, und?"

„Du wirſt Dich ihm und ohne Dir etwas merken zu laſſen, ganz leiſe nähern. Dann wirſt Du ihn am Aermel zupfen und ſagen: Sind Sie Herr Marcel? Er wird Dir antworten: Ja. Dann wirſt Du hinzuſetzen: Kommen Sie mit mir; eine ſchöne Dame wünſcht mit Ihnen zu ſprechen. Das iſt nicht ſchwer. Er wird Dir folgen und Du führſt ihn ungefähr fünf Minuten weit auf der Straße nach Paris." —

„Und dann?"

„Dann thuſt Du, als könnteſt Du die Dame nicht mehr finden. Ihr kommt alle beide zurück und Du haſt Deinen Thaler verdient, den ich Dir hiermit im Voraus zuſtelle."

Der Knabe ſteckte das Geld ein.

„Haſt Du verſtanden?“ ſagte La Bricole.

„Vollkommen, mein Prinz.“

„Nun denn, ſo mache ſchnell.“

Der Küchenjunge ſchlich ſich unter die Tanzenden.

Er näherte ſich Marcel, den er ganz leiſe anredete. Die Augen des jungen Buchdruckers fingen ſogleich an, lebhaft zu funkeln und er folgte dem jungen Mercur in der weißen Jacke.

„Das wäre Einer!“ dachte La Bricole.

„Nun kommſt Du an die Reihe,“ ſagte er zu dem andern Küchenjungen.

„Was befehlen Sie, mein Prinz?“

„Siehſt Du dort dieſes junge Mädchen, welches eben der Braut eine Stecknadel feſtſteckt?“

„Das Mädchen mit dem ſchwarzen Haar und den rothen Roſen darin? Sie ſieht dem jungen Menſchen, von welchem Sie eben ſprachen, ganz ähnlich.“

„Richtig, die iſt es. Es iſt meine Couſine — Du wirſt es machen wie Dein Kamerad. Du näherſt Dich ihr und ſagſt zu ihr: Sind Sie Mademoiſelle Nannette?

„Sie wird antworten: Ja.

„Du beſitzeſt wirklich ungemeinen Scharfſinn, Küchenjunge. Du wirſt ſodann zu ihr ſagen: Ihr Bruder Marcel ſchickt mich her, um Ihnen zu ſagen, daß er Sie erwartet, um der Braut eine Ueberraſchung zu bereiten. Kannſt Du Dir das merken?“

Der Knabe wiederholte die Worte.

„Anſtatt eines Thalers ſollſt Du zwei bekommen, weil Du ein ſo gutes Gedächtniß haſt. Hier ſind ſie.“

„Ich danke, mein Prinz!“

„Du wirſt die junge Perſon in die Nähe des Gebüſches führen, welches Du von hier ſiehſt und ſie wird dort anſtatt ihres Bruders mich finden, was vielen Spaß machen wird. Alſo nun raſch vorwärts.“

Der Küchenjunge gehorchte.

Er näherte ſich Nannetten, welcher er mit unerſchütterlicher Dreiſtigkeit die beiden eingelernten Redensarten mittheilte.

Das junge Mädchen ahnte durchaus nichts Arges.

„Wo iſt mein Bruder?“ fragte ſie.

„Ich will Sie zu ihm führen,“ antwortete der Knabe.

Nannette folgte dem Küchenjungen und trug dabei Sorge dies ſo viel als möglich unbemerkt zu thun, damit man ſie nicht ausfragen und dadurch die beabſichtigte Ueberraſchung vereiteln möchte.

Die vier Verſchworenen warteten ſtumm und mit verhaltenem Athem hinter dem Gebüſch.

Nannette ging daran vorüber und ſagte in heiterem Tone:

„Marcel, biſt Du da?“

„Hier bin ich.“

In demſelben Augenblicke fühlte ſie, wie eine kräftige Hand ihr ein Taſchentuch auf den Mund drückte, während vier Arme ſie emporhoben und raſch davontrugen.

Der Küchenjunge war reich im Beſitze ſeiner zwei Thaler und nachdenkend, wie er dieſelben auf angemeſſene Weiſe verwenden ſollte, bereits in ſeine Küche zurückgekehrt.

Einige Minuten nach dieſem Augenblicke flog das ſchwarze Boot von den Rudern der beiden erfahrenen Führer in die Strömung getrieben, wie ein Pfeil auf den Fluthen dahin.

Gerſtenkorn hielt in ſeinen Armen einen bewußtloſen Körper, welcher der eines jungen Mädchens ſein mußte.

La Bricole und Don Gusman zählten am Ufer Goldmünzen.

Der Tanz hatte mittlerweile in immer luſtigerer Weiſe ſeinen Fortgang.

Ende des erſten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.